
Über die Entwicklung des Systemtheoretischen Paradigmas der Sozialarbeitswissenschaft (SPSA)

Ein Interview mit Werner Obrecht

Das nachstehende Interview mit Werner Obrecht, Prof. emer. ZHAW, wurde am 8. und 9. September 2000 auf dem Oberen Hänsenberg ob Wattwil/SG aufgezeichnet, wo der Sozialarbeitswissenschaftler seit 1987 während dem Sommerhalbjahr lebte und arbeitete. Der Interviewer ist Prof. Dr. Peter Sommerfeld (P.S.) FHNW, Olten, die Aufzeichnung wurde von Kaspar Geiser, Prof. emer. ZHAW, transkribiert und im Herbst 2000 vom Interviewten überarbeitet, der es anschliessend aus einer Reihe von Gründen erst 2017 zur Publikation freigab.

P.S. Ich habe lange überlegt, was ich dich als Erstes fragen soll: Also, es ist ja nicht immer nur lustvoll, wissenschaftliche Texte zu produzieren. Was ist dein Motor, was treibt dich an, weshalb lebst du hier auf dem Berg und versuchst, dein Wissen zu generieren?

W.O. Das sind zwei Fragen; die eine ist die Frage nach dem "Motor", nach dem, was mich antreibt; die andere, weshalb lebe und arbeite ich hier? Was ich hier tue, tue ich seit den späten Sechziger Jahren und ich tue es hier an einem abgelegenen Ort, weil dieser mir die Ruhe und den Schutz geboten hat, die ich für meine Arbeit brauche. Zwischen den Fragen gibt es einen engen Zusammenhang, denn Schutz brauchte ich, weil die Fragen, mit denen ich mich beschäftigte und noch beschäftige, innerhalb der Hochschule, an der ich arbeite und von den meisten mir fachlich sonst nahestehenden Menschen, die ich kenne, so sehr für belanglos angeschaut oder abgelehnt werden, dass ich einen Ort zum Arbeiten brauchte, der mich nicht ständig an all diese auf die Dauer schwer zu ertragenden Zurückweisungen erinnert.

Damit ist die lange Zeit angedeutet, mit der ich mich mit diesen Fragen beschäftige und zwar ohne Unterbruch seit den späten 1960er Jahren. Die erste Frage nach dem Warum, dem Motor, ist natürlich eine schwierige Frage, weil sie ja die Frage danach voraussetzt, was man überhaupt über sich selber weiss? Ich weiss selbstverständlich einiges dazu, ob es sich jedoch um die korrekte Antwort handelt, muss ich offen lassen. Das eine ist, dass ich aus einer kleinbürgerlichen Familie stamme, die am Rande eines Zürcher Ober-schicht-Quartiers gelebt hat. Mein Vater war Tapezierer-Dekorateur-Meister mit einem eigenen kleinen Geschäft, das er von seinem Vater übernommen hatte und zusammen mit seinem Bruder und seiner Schwester führte; meine Mutter Hausfrau, beide sind kunsthandwerklich begabt. Die Schulklassen, die ich besuchte, waren sozusagen feudal geschichtet. Über 50% der Schülerinnen und Schüler der 6. Klasse haben ins Gymnasium gewechselt oder ins Seminar und in die Oberrealschule und nach der Sekundarschule gab es ähnliche Übertrittsquoten ins Seminar und die Oberrealschule, die mit einer Matura abschloss. Ich kam, zusammen mit einigen anderen Schülerinnen und Schülern, aus der unteren (absteigenden) Mittelschicht, daneben gab es noch ein paar "Arme", überwiegend Hilfsarbeiterkinder, der Rest waren Kinder der obersten Mittelschicht und Oberschicht, die räumlich und sozial in einer vollkommen anderen Welt lebten, was in meinem Erleben bedeutete, dass der Bildungsweg, den die meisten von ihnen beschritten, zu dieser

Welt und nicht zur meinen gehörte. 'Höhere Bildung' war kein Thema für mich, noch nicht einmal ein Begriff. Meine Eltern waren sportlich und handwerklich begabt und ich lebte während meiner ganzen Jugend ausgesprochen körperbezogen, war sehr gut im Turnen, Singen und Zeichnen und hatte nie die Idee, dass auch ich etwas mit meinem Kopf anfangen könnte, denn ich wusste nicht, dass auch ich einen hatte, der eigentlich ganz brauchbar ist. Entsprechend war ich schulisch eher ein durchschnittlicher Schüler.

Soweit zur Herkunft. Ich habe dann einen technischen Beruf, Fernmelde- und Elektronikapparate-Monteur gelernt – eine eher zufällige Entscheidung aufgrund vager Vorstellungen der Welt der Technik. Die vierjährige Lehre war das erste Fiasko in meinem Leben. Sie war die falsche Wahl, was ich bereits in den ersten Tagen meiner Lehrzeit erkannte, die eine Qual und eine anhaltende Ausbeutung von Lehrlingen als billige Arbeitskräfte (in einer durchaus renommierten Firma der Telefonbranche) war. Und meine Vorgesetzten in jenem knappen Dutzend Abteilungen, die ich durchlief, waren überwiegend angelernte und aufgestiegene Schweizer, die jetzt vor allem italienische Hilfsarbeiter und Lötnerinnen, Justiererinnen etc. unter sich hatten – es war in den frühen 60er Jahren und die Unterschichtung der Schweiz, damals noch vor allem durch Migrantinnen aus dem Süden Italiens, war in vollem Gange.

Meine erste eigenständige soziologische Überlegung, an die ich mich erinnere, machte ich am ersten Tag meiner Lehrzeit. Beim Empfang der Lehrlinge sagte der in teurem Kaschmir-Anzug gekleidete Direktor (ich sehe den Stoff noch heute vor mir): Schaut mich einmal an, ich heisse Köhli, bin vor über 40 Jahren als Lehrling in diese Firma eingetreten und bin heute Direktor. Da seht ihr, was ihr in dieser Firma werden könnt. Und ich dachte: Du meine Güte, wir sind vierzig Lehrlinge, die brauchen ja wohl nicht vierzig Direktoren.

Meine Erfahrungen während meiner 4-jährigen Lehrzeit, in der ich die meiste Zeit über wenig anspruchsvolle Arbeit zugewiesen bekam (und dafür immer wieder – und vergeblich – opponierte – hat mich überaus belastet und ich weiss nicht, wie ich diese Zeit ohne die Jazz-Szene rund um das 'Africana' am Zähringerplatz, dieses Zürcher "Kultlokal" der späten Fünfziger und frühen Sechziger Jahre, überstanden hätte, in dem ich regelmässig mit Bands spielte und all die berühmten („gone“) Cats hörte, die nach Konzerten im Zürcher Kongresshaus noch ins Africana jammen gingen.

Die spannungsreiche Situation am Arbeitsplatz war gepaart

mit einer weiteren Spannung, die ich zu Hause erlebte. Für meinen Vater, der sein ganzes Leben in einem behüteten kleinbürgerlichen Milieu verbracht hatte, war es als Handwerkermeister selbstverständlich, dass er seine Lehrlinge aufs Beste betreute und ausbildete. Für ihn bestand die städtische Gesellschaft aus rechtschaffenen und hochständigen Bürgern und linken Arbeitern und Proleten; vor allem konnte er sich einfach nicht vorstellen, was eine Fabrik ist, und vor allem nicht, dass dort Menschen wie der Lehrlingschef, die in seinem Berufsalltag zu seiner feinen Kundenschaft hätten gehören können, kein hinreichendes Interesse aufbrachten, für seinen Sohn und Lehrlinge im allgemeinen eine seriöse Ausbildung zu gewährleisten. Den eng begrenzten gesellschaftlichen Horizont und die positive Voreingenommenheit gegenüber reichen Menschen brachte ich damals, daran erinnere mich gut, in einen Zusammenhang mit seiner begrenzten sozialen Erfahrung und seiner sozialen Stellung. Es war eine weitere soziologische Lektion, die mir meine Erfahrung nahelegte.

Kurz, meine Lehre war eine Qual für mich und ich wusste schon bald, dass ich nach der Lehrzeit, die abzubrechen mein Vater sich weigerte, keinen Tag in diesem Beruf würde arbeiten wollen. Entscheidend war der Umstand, dass ich ältere Kollegen hatte, die sich schon während der Lehrzeit auf die eidgenössische Maturitätsprüfung vorbereiteten. Aus dem Vergleich mit ihnen zog ich in meiner desolaten Situation den Schluss, dass was sie, die waren wie ich, schaffen, auch mir möglich sein würde.

Unmittelbar nach der Lehre begann ich mit der Vorbereitung auf die B-Matura bei der „Akademikergemeinschaft“, wie die heutige AKAD in den Jahren nach Ihrer Gründung noch hieß, und arbeitete daneben als Physiklaborant. Es war eine harte Zeit, in der ich jedoch – im Fach Chemie (und nur hier und dank einem hervorragenden Lehrbuch) – entdeckte, was eine (nomologische) Theorie ist. Zu erkennen, dass mich dieses Wissen in die Lage versetzte aus chemischen Begriffen und Gesetzmässigkeiten weitere Sätze abzuleiten, war für mich eine Offenbarung: Ich erlebte zum ersten Mal beim Denken ein Glücksgefühl. Es beruhte auf dem Erlebnis, selbständig und mit Erfolg denken zu können. Ein unvergessliches Autonomieerlebnis, zu dessen Übertragung auf meinen Alltag mir später insbesondere Peter Heintz und Mario Bunge verhelfen sollten. Im Spätsommer 1966 machte ich meine eidgenössische Latein-Matura.

P.S. Und nach der Matura hast Du dann in Zürich angefangen Soziologie zu studieren?

W.O. Über meine Beziehung zu ehemaligen „Mitstiften“, die schon an der Uni waren, erfuhr ich noch während der Maturität alles Wissenswerte über die Phil. I – Fakultät der Universität Zürich. So wusste ich auch, als ich im Herbst 1966 an die Uni kam, dass der (Schweizer) Soziologe Peter Heintz ein halbes Jahr vorher aus Lateinamerika nach Zürich berufen worden war und hier ein Forschungsinstitut eröffnet hatte, das soziologische Weltgesellschaftsanalysen machte (und das 1966!) und ein revolutionäres Studienkonzept mitgebracht hatte. Sein Prinzip hiess "learning by doing" im Rah-

men eines forschungsorientierten Studiums das seine Konkretisierung in einer ganzen Gruppe von aufeinander abgestimmten Forschungsprojekten fand, in deren Rahmen wir uns mit Begeisterung in die Literatur einarbeiteten und schon bald mit der Kompilierung und Analyse von Daten aus internationalen Datenhandbüchern Struktur- und Verhaltensvariablen von Nationalstaaten und deren territorialen Subsystemen begannen. Die einschlägige Theorie stammte von Heintz selber, der sie in seinen chronisch überbelegten Vorlesungen im Hörsaal 101 über "Soziale Struktur" (Systeme) und "Sozialpsychologische Mechanismen" als Instrument der theoretischen Analyse" präsentierte, über "Kultur und Gesellschaft", zur Soziologie der Familie, der Organisation, der Bildung, und nicht zuletzt über die Weltgesellschaft. Unvergesslich sind insbesondere die Forschungsvorlesungen über die internationale Ober- Mittel- und Unterschicht, in denen Heintz die jeweils neuesten Forschungsergebnisse des Institutes präsentierte und kommentierte und Datenstrukturen coram publico analysierte, die gelegentlich noch am Vorabend im Rechenzentrum der Universität gerechnet worden waren.

Ich war wie elektrisiert und das Institut und seine Forschungen, die es in Kooperation mit einem Institut in Bariloche in den argentinischen Anden betrieb, deren Direktor Heintz gleichzeitig war, wurden für mich zur Plattform, von der aus ich mir die reale soziale Welt durch wissenschaftliches Wissen über sie zu erschliessen begann. Hier waren nicht nur aufregende neue Fragen von grösster Reich- und Tragweite, sondern auch eine Möglichkeit, über Forschung das Handwerk des Soziologen zu erlernen und sogar selber am Prozess der Theoriebildung teilzunehmen. Und natürlich gab es hier auch Antworten auf meine mitgebrachten Fragen nach den Quellen von Macht, den Formen von Herrschaft und ihren Folgen, nicht zuletzt aber auch zum Thema „naive Welt- und Gesellschaftsbilder“ und zu den gesellschaftlichen Mechanismen der Begrenzung der (strukturellen) "Sichtweite" von Menschen, wie ich sie in Form der Verständnislosigkeit meines Vaters für strukturelle Gegebenheiten in der weiteren Gesellschaft angetroffen hatte. Hier greife ich aber eigentlich vor, denn gerade zu diesem Thema habe ich selber später mit dem Modell des sozialen Akteurs einen Beitrag geleistet, der diesen als "Theorieschöpfer" versteht.

Die Idee ist dabei die, dass Individuen im Verlaufe ihres Lebens und in Abhängigkeit ihrer strukturellen Biografie einen mentalen Apparat (Code) entwickeln, mit dessen Hilfe sie fortlaufend ein Selbst- und Umweltbild entwickeln, das ihnen zur Orientierung im physikalisch-biologischen und sozialen Raum dient sowie als Grundlage der Entwicklung von Zukunftsbildern und -Plänen. Dies ist eine Vorstellung, die sich darin mit dem Radikalen Konstruktivismus deckt, dass sie den „konstruktiven“ Charakter des Alltagsdenkens anerkennt, ohne aber – und darin liegt der Unterschied – das Erkennen der Welt, wie sie wirklich ist, mit wissenschaftlichen Mitteln für unmöglich zu halten und damit - wie der Radikale Konstruktivismus, wenn er den konstruktiven Charakter des Alltagsdenkens feststellt und dies von einem

realistischen Standpunkt aus tut und an der Erkennbarkeit der Welt festhält - sich selber zu widersprechen.

Item, am Soziologischen Institut wurde es möglich, ungewein interessante Fragen zu stellen und empirisch zu untersuchen, die mich aufgrund meiner Erfahrungen in meinem damals noch kurzen Leben intensiv beschäftigten. Es sind genuin soziologische Fragen, die mich so fesselten, dass ich mir ihre Untersuchung zur Lebensaufgabe gemacht habe, nicht vorsätzlich, aber faktisch, wie sich im Rückblick zeigt. Die Jahre zwischen 1966 und 1972 sind wohl die glücklichsten in meinem Leben und sie haben mich bis ins Innerste geprägt.

P.S. Und zum zweiten Teil meiner ursprünglichen Frage: Warum all das hier, hier auf dem Berg inmitten des Toggenburgs?

W.O. In meinen beruflichen Leben gibt es einige einschneidende Veränderungen und mehrere längere Phasen massiver Belastungen. Einschneidend waren die vier Jahre missratener Lehre, ihr folgte die Reorientierung in Richtung Studium; der zweite einschneidende Schritt war Ende der 70er Jahre, als ich das soziologische Institut verlassen musste, weil die Forschungsprojekte zum Thema Weltgesellschaft nicht mehr finanziert wurden und, nachdem ich auf eine Forscherkarriere via die Weltgesellschaftsprojekte gesetzt hatte, meine Zeit als wissenschaftlicher Assistent im Mittelbau der Universität abgelaufen war. Der Aufforderung Silvia Staub-Bernasconis verdanke ich es, dass ich mich um die freigewordene Stelle von Paula Lotmar an der Zürcher Schule für Soziale Arbeit (SSAZ, heute ZHAW) bewarb. Damit war zwar ein Problem gelöst, doch ein anderes war entstanden: Es erwies sich als ausserordentlich schwierig, mit meinen wissenschaftlichen Fragestellungen in der damaligen Ausbildung in einer für mich befriedigenden Form Fuss zu fassen. Daneben habe ich während vielen Jahren in all meiner unterrichtsfreien Zeit – Ferien habe ich seit 20 Jahren keine mehr gemacht – an einer thematisch komplexen Dissertation gearbeitet. Mit meinen entscheidenden theoretischen Fragen war ich vollkommen allein. Was ich machte, war für die damalige antiwissenschaftlich orientierte Sozialarbeit (viel) zu theoretisch, für die Soziologen unter meinen ehemaligen Peers zu psychologisch und (später) zu biologisch, für Philosophen zu wissenschaftlich, für Psychologen zu (makro)soziologisch etc., dies erst recht, nachdem ich Mitte der 80er Jahre psychologische und akteurtheoretische Fragen psychobiologisch zu bearbeiten begann. All dies kann man natürlich rückblickend verstehen als Distanzierungen von integrativen Fragestellungen. (Mit Silvia Staub-Bernasconi verband mich natürlich ein Konsens in vielen sozialtheoretischen und einigen metatheoretischen Fragen; in den für meine theoretische Entwicklung entscheidenden Fragen vermochte sie mich aber in dieser Phase nicht zu unterstützen.) Für mich entstand eine fast unerträgliche und während Jahren anhaltende Situation der fachlichen Isolation, die verbunden war mit enormen Belastungen (Stress). Hinzu kam bald nach meinem Eintritt in die Schule die Trennung von meiner Frau, mit der ich 25 Jahre zusammen war.

Der Hänsenberg wurde so für mich, wie angedeutet, zu einem ‚Réduit‘, das mir eine ideale, von vielen Belastungen freie Lebens- und Arbeitsumgebung bot und noch bietet, die still und ereignisarm ist und, ganz besonders, aber nicht nur bei schönem Wetter, landschaftlich traumhaft schön. Für das Auge, das fast rund herum in die Weite schweifen kann, ist es, wie wenn hier die Zeit in den letzten 100 Jahren stillgestanden wäre. Ich bin, entgegen allen Clichés über systematisch denkende Menschen, ein romantischer oder vielleicht besser: ein spiritueller Mensch, und es ist für mich sehr wichtig, mir eine Atmosphäre zu schaffen, in der ich mich aufgehoben und behaust fühle. Entscheidend dabei ist, dass ich hier meinen Alltag ganz nach den Erfordernissen gestalten kann, die sich aus meiner Arbeit und meiner Konstitution ergeben. Vor allem während der Ferien wird es damit möglich, schwierige Probleme zu bearbeiten, deren Lösung einen sukzessiven und ungestörten inneren Aufbau komplexer Wissensstrukturen erfordert, ein Prozess, der durch die schnellen thematischen Umstellungen, wie sie heute „normale“ Arbeitsabläufe kennzeichnen, laufend empfindlich gestört wird. Kurz, der Hänsenberg ist weit weg von den Quellen von für meine Arbeitsprozesse zerstörerischen Stressoren; dass ist der Grund, weshalb es mich in den letzten 15 Jahren jeden Frühling hier hinauf in die Stille, aber auch zu den Menschen in dieser Umgebung gezogen hat, die mir in all den Jahren lieb geworden sind.

P.S. Du hast vorhin erwähnt, dass ein wesentlicher Antrieb von Anfang an war, Weltbilder zu verstehen, also z.B. zu verstehen, weshalb ein Kleinunternehmer einen Industriebetrieb nicht versteht. Kannst du noch etwas genauer sagen, wie sich dieses Grundmotiv in deinen Theorien niederschlägt?

W.O. Es ist auf zwei Arten der Fall, die sich gegenseitig je bedingen. Ausgehend von einer wissenschaftlichen Sicht der Welt habe ich mich immer gefragt: Wie kommt es, dass Menschen Meinungen über Sachverhalte haben, die sie offensichtlich weder belegen noch begründen können, von denen sie aber dennoch überzeugt sind, selbst wenn sie *offensichtlich* falsch erscheinen? Welche Prozesse gibt es, die die Entwicklung von subjektiv gewissen Selbst- und Umweltbildern unterstützen, wenn diese doch nicht oder nur unzureichend begründet werden können und oft offensichtlich falsch sind? Und welche Folgen hat der Umstand für die Gesellschaft, dass sich unser Handeln an solchen Vorstellungen orientiert? Sucht man die Antwort auf die Frage im Bereich sozialer Mechanismen, wird die Frage zu einer jener soziologischen Grundfragen, die mich, wie angedeutet auch aus biografischen Gründen, von Anbeginn an beschäftigt haben. Mehr aus der Sicht der soziologischen Tradition gesprochen geht es hier um die Frage, auf welchem Wege die soziale Struktur und die Kultur von sozialen Gebilden auf die in sie involvierten Individuen wirken und wie deren durch ihre „internen Modelle“ gesteuerten Handlungen ihrerseits auf die Kultur und die Sozialstruktur zurückwirken? Schon Ende der 60er Jahre habe ich diese Frage in einer Form formuliert, die ich inzwischen *systemisch* – im Sinne

des Emergentistischen Systemismus Mario Bunge's – nenne. Ich habe mich – darin Heintz folgend - nicht einfach für Sozialstrukturen im Makroverständnis interessiert (wie einige Marxisten in meiner Umgebung, für die meine Beschäftigung mit Individuen nur "bürgerliche Scheisse" war – und Heintz ein CIA-Agent), sondern Sozialstruktur immer in Bezug darauf analysiert, wie sie sich auf die inneren Prozesse von Individuen auswirkt, und wie sich Individuen – davon ausgehend – an die wahrgenommene Situation adaptieren. In diesem Zusammenhang habe ich auch die Frage gestellt, wie Individuen dazu kommen, Überzeugungen und Orientierungen zu haben. Die Vorstellung war dann die, dass die Stabilität der individuellen Situationsdeutungen an bestimmte strukturelle Bedingungen gebunden ist und dass umgekehrt die Struktur stabil bleibt (externe Effekte einmal beiseitegelassen), wenn sie gerade so beschaffen ist, dass es sich für alle Akteure aufdrängt, ihre Deutungen – und mit ihnen auch ihr Verhalten – weiterhin beizubehalten.

Von dieser Vorstellung aus kann man dann jene interessanten Fragen in Bezug auf die reale Dynamik von sozialen Systemen stellen, wie Heintz dies tat, wobei er die "generativen" (metatheoretischen) Prämissen und Prinzipien seines Denkens implizit beliess. Dies war ein Umstand, der mir schon in den ersten Semestern meines Forschungsstudiums auffiel und mich mit der Zeit so sehr beschäftigte, dass ich mich, indem ich eine sehr breite Palette von Literatur konsultierte, um deren Rekonstruktion zu bemühen begann. Es war dies ein Weg, der mich mehr oder weniger direkt, aber ohne jede Anleitung, denn die damaligen Philosophen an der Universität Zürich waren den Wissenschaften und erst recht der Soziologie gegenüber alles andere als gewogen, in die Philosophie und dort zur Ontologie führte und von da zu einer Lizentiatsarbeit mit dem verwegenen Titel „Eine Metatheorie zur Theorie von Kultur und Sozialstruktur“ (1973), in der ich die meisten der metatheoretischen und objektwissenschaftlichen Vorstellungen skizzierte, mit denen ich mich dann in den nächsten Jahrzehnten beschäftigte sollte. (Noch nicht dazu gehörte die Fragestellungen der Bedürfnistheorie und der normativen Handlungstheorie).

Mit zu diesen Themen gehörte die Fragen nach (individuellen) sozialen Akteure und danach, was innere (psychische) Prozesse und namentlich was Selbst- und Umweltbilder sind, anhand derer Individuen in ihrer Umwelt navigieren, und in welchem Verhältnis sie zu Handlungen stehen? Schon früh in meinem Studium kam ich, nachdem mich andere Zugangsweisen – eingeschlossen auch der diffuse und letztlich simplistische "phänomenologische" Zugang Alfred Schütz's – nicht befriedigt hatten, aufgrund meiner breiten Lektüre auf den Gedanken, dass man die wissenschaftliche Methode – dieses Mittel der Steuerung des wissenschaftlichen Prozesses der Wissensentwicklung und -evaluation – als Modell verwenden könnte, um die Selbst- und Umweltbilder von Individuen bzw. von sozialen Akteuren (in der Sprache der heutigen Radikalen Konstruktivisten: „ihre“ Wirklichkeit) zu dimensionieren, so dass sie in einer systematischen und vergleichbaren Weise beschreibbar und analysierbar wer-

den. Dies mit den daran anschliessenden Fragen: welche der für eine ideale Wissensstruktur erforderlichen Operationen beherrschen Individuen und welche nicht? Welche Operationen fehlen bei ihnen oder lassen sie unter bestimmten Bedingungen aus, welche nicht? Bei welchen neigen sie zu Fehlern und zu welchen, und in all diesen Zusammenhängen natürlich immer auch: warum? Dies ist die wissenschaftliche, genauer, die psychologische und die soziologisch-sozialpsychologische Seite des Problems. Hier wird gefragt, *was ist Alltagsdenken aus der Sicht der Wissenschaft?* Es bleibt die umgekehrte wissenschaftstheoretische Fragestellung, die Frage nämlich, *was ist Wissenschaft*, verglichen mit dem Alltagsdenken? Geht man von einer subjektivistischen Erkenntnistheorie wie z.B. dem Radikalen Konstruktivismus aus, lautet die Antwort: eine Konstruktion wie jede andere auch. Aus der Sicht einer realistischen Erkenntnistheorie lautet demgegenüber die Antwort: Ausgangspunkt aller Wissenschaft war historisch das Alltagsdenken und -wissen, und ihr Ziel ist die Kompensation seiner Schwächen oder die Transzendierung seiner Grenzen im Hinblick auf die Erreichung von Zielen, die auch für das Alltagsdenken höchster Bedeutung sind: nämlich Beschreibung, Erklärung und Prognose von realen Fakten sowie, davon ausgehend, die Gestaltung zielführenden Handelns. Die zu kompensierenden Schwächen betreffen dabei die Metatheorie (dualistische Ontologie und naiv-realistische Erkenntnistheorie) sowie, davon ausgehend, die Methodologie und die Methodik und damit die Regeln der Wissensgewinnung und -evaluation, d.h. der Begriffsbildung, der Problemformulierung, der Entwicklung von Forschungsdesigns einschliesslich von Beobachtungs- und Messdispositiven, der Erhebung, Speicherung, Verarbeitung und Analyse von Daten, der Analyse ihrer Struktur und die „Interpretation“ oder genauer: der Analyse dieser Datenstrukturen im Lichte der bestehenden Theorie. All das fehlt natürlich im Alltagsdenken, welches intuitiv Wahrgenommenes mit Realem gleichsetzt und fast zwanghaft bei Koinzidenzen (Korrelationen) auf kausale Zusammenhänge zwischen den wahrgenommenen Dingen und Eigenschaften schliesst und bei Bedarf umstandslos eine erfahrungsjenseitige Realität von Entitäten und Kräften als kausale Agenten bemüht.

Dabei beruht, wie schon im Vorangehenden zum Ausdruck kommt, die diesem Zugang zugrundeliegende Vorstellung von Wissenschaft als einer Technologie der Wissenserzeugung nach heutiger Auffassung auf einer Reihe von metatheoretischen (philosophischen) Annahmen, die sehr weit von den Vorstellungen des Alltagsdenkens entfernt sind und zu diesen überwiegend in einem scharfen Kontrast stehen. Der Grund dafür liegt in der Unhaltbarkeit der dualistischen Ontologie und der naiv-realistischen Erkenntnistheorie, zu der alle Formen des Alltagsdenkens neigen, wonach unser (immaterieller) Geist die Welt über das Medium unserer Sinne auf direktem Wege erfasst, wie sie ist. (In dieser Kritik am Naiven Realismus stimmen übrigens unter anderem der Wissenschaftliche Realismus und der Radikale Konstruktivismus überein.)

Wissenschaft als Kompensationsunternehmen auf der Grundlage allerdings eines radikal anderen Verständnisses von Realität (Ontologie), von Wissen (Erkenntnistheorie) und von den Möglichkeiten seiner Gewinnung (Methodologie), das war das realistische Wissenschaftsverständnis, das ich schon früh entwickelte, nicht zuletzt angeregt durch die Heintz'schen Fragestellungen und durch seinen theoretischen Stil, der in einem scharfen Kontrast zum Neopositivismus wie auch zu Poppers Falsifikationismus stand, wie ich es damals in den wissenschaftstheoretischen Lehrbüchern fand, die im Seminar für Wissenschaftstheorie am Institut referiert wurden. Dieses Wissenschaftsverständnis erleichterte es mir, da es Individuen als "Theorieschöpfer" versteht, als Grundlagenwissenschaftler in der Sozialen Arbeit tätig zu werden, und es bestimmt die Entwicklungslinie der allgemeinen normativen Handlungstheorie wie auch der Theorie sozialer Probleme – und davon ausgehend meiner Konzeption Sozialer Arbeit – an der ich heute noch arbeite.

P.S. Also Wissenschaft als Regulativ oder Korrektur für die Schwächen des Alltagsdenkens. Das ist, wenn ich das auf deine Texte beziehe, das rationale Handlungsmodell der Wissenschaft Sozialer Arbeit. Was aber sind denn die Schwächen dieses Alltagsdenkens und worin liegt der Mehrwert des wissenschaftlichen Wissens?

W.O. Dies sind zwei Fragen. Die erste betrifft gesetzmässige psychische Prozesse (Mechanismen) im engeren Sinn, etwas, was Soziologen (und Ethnologen) gern zugunsten der Vorstellung ignorieren, dass die psychische Struktur durch die Kultur und die sozialen Normen bestimmt wird und ausschliesslich ein Ergebnis von Prozessen der Internalisierung oder anders gesagt, des Lernens sei. Seitens des Individuums wird dabei eine durch nichts begrenzte Lernfähigkeit angenommen. Psychische Prozesse unterliegen aber eigenen Gesetzmässigkeiten, die damit zu tun haben, dass sie Vorgänge im *Gehirn* sind. Dieses hat als Organ eine bestimmte Struktur und eine an diese gebundene Funktionsweise. Und diese natürliche Funktionsweise bestimmt, was das Gehirn kann und was nicht. Diese natürliche Art zu funktionieren hat – bildhaft gesprochen – zur Folge, dass Menschen auf eine "natürliche", d.h. intuitive Art denken, zumindest so lange, bis sie diesen Umstand und mit ihm die Neigungen zu bestimmten Schwächen und Fehlern entdecken und anschliessend nach Möglichkeiten suchen, die Schwächen zu kompensieren. Diese Entdeckungen waren die Geburtsstunden von Methodologien, bei den Griechen der Logik, im 16. Jahrhundert dann der wissenschaftlichen Methode, und im 19. und vor allem im 20. Jahrhundert der Wissenschaftstheorie. Die natürliche Art zu denken ist, das ist die Hypothese, auf der ganzen Welt dieselbe, was nicht heisst, dass man damit nicht zu einer Vielzahl verschiedener Weltbilder kommt. Diesen ist aber gemein, dass es sich nicht um Weltbilder handelt, die die Welt auffassen, wie sie ist, sondern wie sie uns im Alltag erscheint. Diese Erscheinungen sind lediglich das, was das Gehirn aus all den Ereignissen macht, auf die die Sensoren des Nervensystems sensibel sind. Die Mechanismen des "natürlichen" Denkens, mit denen

sich die Psychologen beschäftigen, kann man, wie gesagt, mit Dimensionen beschreiben, die aus dem Wissenschaftlichen Denken über die Welt und über psychische Prozesse stammen. So können wir z.B. untersuchen, wie faktentreu unsere Erinnerungen, d.h. unserer Vergangenheitsbilder sind (sie sind voller Lücken und Phantasiedaten), in welchem Verhältnis unsere Wahrnehmungen zu den Eigenschaften der Dinge stehen (so wie wir sie aus der Forschung kennen), eine Frage, die man sich nicht nur in Bezug auf die Wahrnehmung von physikalischen Dingen, sondern auch in Bezug auf andere Menschen oder auf die Gesellschaft stellen kann. Diese Art von Forschung zeigt u.a., dass unsere natürlichen (intuitiven) Wahrnehmungs- und Denkprozesse in Bezug auf physikalische Fakten relativ gut sind beim Erfassen mittlerer Dimensionen im Falle von Raum, Zeit, Temperatur und Gewicht, und von kleineren Dimensionen in Bezug auf Geschwindigkeit und Beschleunigung, Kräfte, Komplexität etc. Dies als Beispiel. Gravierend sind mitunter Neigungen, die ontologische und methodologische Fragen betreffen, wie z.B. unsere Neigung, Dinge zu entkontextualisieren (d.h. gerade nicht systemisch, sondern individualistisch bzw. atomistisch zu denken); überall Kausalitäten zu sehen, auch da, wo keine solchen Zusammenhänge existieren oder dann solche ganz anderer Art (z.B. objektiver Zufall); von ein paar verstreuten Erfahrungen aus zu verallgemeinern; in Metaphern und Analogien zu denken, oder unhaltbare Schlussfolgerungen aus verfügbarem Wissen zu ziehen. Vielleicht noch gewichtigere Einschränkungen ergeben sich aus dem Umstand, dass wir auch von den Dingen, die wir wahrnehmen können, in der Regel nur die Oberfläche zu erfassen vermögen und nicht ihre Struktur, die, neben den äusseren Bedingungen, eigentlich für ihr Verhalten verantwortlich ist. So schliessen wir denn von den Oberflächeneigenschaften von Dingen auf deren Funktionen oder Wirkung, wie im Falle von Pflanzen, die einem Organ ähnlichsehen, denen wir eine heilende Wirkung zu unterstellen. Oder wir stellen uns vor, dass die Welt jenseits unserer Wahrnehmungen von Wesenheiten bevölkert ist, die jenen analog sind, die wir sehen können (Götter, Engel, der Teufel, Feen und Elfen und dergleichen). Oder wir stellen uns Atome als tausendmal geteilte Steinchen vor, d.h. als träge, undurchdringliche Klötzchen, die einen definitiven Ort in einem sonst leeren Raum besetzen. Und der liebe Gott, der die Welt, und sich vermutlich auch, aus dem Nichts erschaffen hat, ist ein personalisiertes, allmächtiges, allwissendes und allgütiges Wesen in menschlicher Gestalt: Ein alter (weiser) Mann mit einem Bart. *Wir projizieren Wahrnehmbares in die Sphäre des Nicht-Wahrnehmbaren.* Im Bereich gesellschaftlicher Untersuchungen kann man z.B. zeigen, dass Menschen (aus einleuchtenden Gründen) dazu neigen, ihre weitere gesellschaftliche Umwelt mit den begrifflichen Mitteln zu strukturieren, die sie in der Auseinandersetzung mit ihrer näheren sozialen Umgebung entwickelt haben, und sich diese Umwelt analog der Beschaffenheit ihrer Nahumgebung vorstellen. Ich selber habe vor 20 Jahren zusammen mit Bettina Heintz eine „codetheoretische“ Arbeit veröffentlicht, in der

wir die Ergebnisse einer Studie mit einer solchen Fragestellung präsentierten, in der die Selbst- und Gesellschaftsbilder von im Haus oder im Beruf tätigen Frauen miteinander verglichen wurden. Die Selbst- und Gesellschaftsbilder wiesen dabei erklärbare systematische Differenzen in diesen Bildern auf.

P.S. Und was leistet jetzt demgegenüber die Wissenschaft? Schliesslich arbeiten WissenschaftlerInnen ja auch mit dem Gehirn.

W.O. Wissenschaft ist davon ausgehend zweierlei. Erstens verdanken wir ihr all dieses Wissen über die Natur und die Beschränkungen des Alltagsdenkens und können uns deswegen versehen. (Die Anwendungsgebiete dieses Wissens sind vielfältig und reichen – um irgendetwas zu sagen – vom Autobau über den Autobahnbau zu Fragen der Zusammensetzung und des Trainings von Teams, die komplexe Aufgaben lösen müssen. Überall geht es um Massnahmen, die die Betriebssicherheit dadurch erhöhen, dass sie natürliche Schwächen des Alltagsdenkens und -entscheidens nicht zum Tragen kommen lassen. Solches Wissen kann man per definitionem nur mit einem wissenschaftlichen Zugang zur Wirklichkeit entwickeln, denn das Alltagsdenken versteht sich selber überhaupt nicht und hat deshalb auch keine Fragen zu seiner Natur, seinem Leistungsvermögen und zu seinen Fehlleistungen. Die Wissenschaft bietet Erkenntnismittel, die, man ist versucht zu sagen, unendlich weit entfernt von den Möglichkeiten des Alltagsdenkens sind. Dabei ist meiner Meinung nach das Alltagsdenken oder allgemeiner gesagt, das Alltagserleben nicht etwa eine Krankheit, sondern ein nicht substituierbarer Modus des menschlichen Seins, den wir nur durch einen wissenschaftlichen Modus der Orientierung und des Handelns (Technologie) ergänzen können (und in der Moderne müssen) und dem wir im Übrigen alles verdanken, was das Leben schön und lebenswert macht, angefangen bei der Begegnung mit anderen Menschen und im besonderen der Sexualität, über Essen, Trinken, aber auch Arbeiten, Kooperieren, Wettstreiten im Spiel - bis hin zum Blick, der auf einer schönen Landschaft oder einem Kunstwerk ruht.

Zweitens ist Wissenschaft der Weg, auf dem wir nicht nur die Natur und die Grenzen des Alltagsdenkens untersuchen können, sondern einfach alles was es gibt auf der Welt. Zunächst einfach, um die Welt und uns besser zu verstehen und in zweiter Linie, um unser Leben menschengemässer und menschlicher zu gestalten. Dies zumindest ist die Funktion von Wissenschaft, in der Wissenschaft für mich bedeutsam ist.

Und was das Gehirn betrifft, so denken natürlich auch Wissenschaftler mit dem Gehirn und auch ihrem Denken und Lernen sind die Funktionsgrenzen des Gehirns auferlegt. Wissenschaft hat aber mit der allen Disziplinen gemeinsamen wissenschaftlichen Methode und den zahllosen Beobachtungs-, Mess- und Datenanalyseverfahren sowie den gigantischen Speichermedien, angefangen von Bibliotheken bis zum Internet, Methoden zu ersinnen, die die Erkenntnisgrenzen des Alltagsmodus und des reflexiven Denkens um

ein schon fast Unvorstellbares übersteigt. Diese Methoden erlaubten es in den letzten Jahren auch mehr und mehr, jenes Organ immer besser zu untersuchen und zu verstehen, das all diese Leistungen erbringt. Mit der wissenschaftlichen Erforschung dieses Organs, das im Dienste des Überlebens steht, seiner Bau- und Funktionsweise bis hinunter auf die biochemischen Mechanismen im Rahmen seiner Komponenten, den Neuronen, schliesst sich gewissermassen der Kreis. Dies, indem wir nun auch zu verstehen beginnen, was es ist, das unsere Wahrnehmungswelt, die Welt der Phänomene, erzeugt, deren erkenntnismässige Begrenzungen wir zuerst auf begrifflich-logischem und empirischem Wege unterlaufen lernen mussten. Dieses Wissen ermöglicht uns, in den Aufbau dieses Organs und in die Dinge und Prozesse in diesem Organ bis auf Grössenordnungen hinunter hineinzusehen, die eben dieser Wahrnehmungswelt unseres Gehirns für immer verschlossen bleiben, die aber für dessen Funktionieren verantwortlich sind.

P.S. Lass' uns nochmals kurz auf Peter Heintz zurückkommen. Worin besteht für dich der Wert dieser Heintz'schen Soziologie, die ja, alles in allem bis heute nicht sehr breit rezipiert worden ist? Du hast die Struktur und den sozialen Akteur angesprochen. Kannst Du den Gewinn der Heintzschen Theorie für die Erklärung von Gesellschaft noch etwas ausführen?

W.O. Die nicht in die Breite gehende Rezeption von Heintz ist ein eigenes, und ich glaube, soziologisch interessantes Thema, das in den nächsten Jahren vielleicht jemand bearbeitet, nachdem sich, wie ich meine, in den letzten Jahren gezeigt hat, dass sein Typ soziologischer Systemtheorie und nicht der holistische (Bertalanffy, Parsons, Luhmann) der zukunftssträchtige und verallgemeinerungsfähige ist. Weil das Thema zu weitläufig ist, versage ich mir eine Antwort, obwohl es mir auf der Zunge brennt. Heintz war der erste Soziologe, der eine Theorie der Weltgesellschaft entwickelt hat, Theorie hier verstanden als System von erklärenden Hypothesen über Realprozesse und nicht, wie etwa bei Parsons oder Luhmann, lediglich als nur analytisch oder gar als radikal-konstruktivistisch verstandenes Begriffssystem ohne jeden Erklärungswert. Sein Zugang zur Soziologie war seiner Zeit in vielen Hinsichten voraus. So war er der erste Soziologe, der die Weltgesellschaft als den in unserer Zeit einzig möglichen Objektbereich der Soziologie verstand, indem alles, was heute innerhalb einzelner Gesellschaften dieser Welt vor sich geht, nicht mehr ohne Bezug zu der weltweiten Sozialordnung verstanden werden kann. Dabei suchte er den Zugang zu diesem Objektbereich über systematische theoriegeleitete empirische Forschung (statt über die Entwicklung von scholastischen Begriffssystemen) und zwar Theorie verstanden als System von Hypothesen. Dabei dachte er in Termini eines elementaristischen und nicht eines holistischen Systembegriffs, was zur Folge hatte, dass er die Weltgesellschaft als multiniveaul strukturiertes Gebilde auswies, dessen Dynamik durch Prozesse des Aufbaus und der Verlagerung wie auch der Reduktion von „anomischen“ Spannungen innerhalb und zwischen, bis hinunter auf die Ebene von Individuen reichenden Systemebenen

gekennzeichnet war, wobei in diese Dynamik neben den Bevölkerungen der Gesellschaften und deren Regierungen, d.h. neben staatlichen auch organisationelle und im Besonderen wirtschaftliche Akteure eine zentrale Rolle spielten. Die Konzeption einer in eine Vielzahl von systemischen Niveaus differenzierte soziale Wirklichkeit war auch entscheidend für den erst heute zur Geltung gelangenden Wissenschafts- und Erklärungs-begriff, der weit über die klassische Subsumtion von Ereignissen unter Verallgemeinerungen hinausging und auf ein mechanistisches Verständnis gerichtet war, d.h. auf das Erklären von sozialen Gesetzmäßigkeiten eines Systems durch die strukturell konstellierte Dynamik zwischen seinen Komponenten einerseits und die Lage des Systems im Rahmen des es umfassenderen andererseits. Für ein solches Verständnis der Dynamik sozialer Systeme entscheidend waren die individuellen Akteure, die Heintz als aktive, in verschiedenen Hinsichten in ihre soziale Umwelt integrierte und in diesen Umwelten Entwicklungschancen und –hindernisse (Spannungen) erfahrende Individuen auffasste, die ihre Umwelt mit den ihnen verfügbaren kognitiven Mitteln zu erfassen trachteten und auf der Grundlage ihres Problemverständnisses, falls sie ein praktisches Problem hatten, nach einer Verbesserung ihrer Situation suchten. Das Verhalten der Akteure als Antwort auf die Spannung wurde dabei seinerseits unter dem Gesichtspunkt seiner Wirkung auf die Struktur untersucht. (Die Theorie umfasste nicht nur auch Hypothesen über die spannungserzeugende Wirkung variabler struktureller Lagen, sondern darüber hinausgehend, auch über unterschiedliche Grade der kognitiven Strukturierbarkeit verschiedener Arten von anomischen Spannungen und damit unterschiedliche Grade von strukturierten Reaktionsmöglichkeiten auf sie [z.B. ist die Strukturierbarkeit von Ungleichgewichtsspannungen grösser als jene von Rangspannungen und Unvollständigkeitsspannungen, weil die ersteren auf allfällig existierende Äquivalenznormen zwischen Investitions- und Belohnungsstatus zurückgreifen können, während in den beiden anderen Fällen die Spannung auf einer nicht selbstverschuldeten Normabweichung beruht].)

Dies sind ein paar Andeutungen über einen entscheidenden Punkt der Theorie, wenn auch nicht über ihre komplexe „Architektur“ als Ganzes, als makrosoziologische Theorie sozialer Systeme. Ohne die Existenz und Theorisierung wenigstens einiger kognitions- und verhaltensmotivierender Anreize der sozialen Struktur gibt es natürlich keine erklärende soziologische Theorie. All dies ist dabei auch nach dreissig Jahren noch aktuell, ja es setzt sich in entscheidenden Hinsichten nach und nach durch. Allem voran das Thema (nicht der Begriff) der Weltgesellschaft sowie der Erklärungs-begriff und der ihm zugrundeliegende Systembegriff wurden zum Standard in der forschungsorientierten Soziologie und haben sich nicht zuletzt auch in den Naturwissenschaften durchgesetzt. Natürlich werden inzwischen auch soziale Akteure vielfach als ihre Umwelt deutend gesehen; diese Sicht erlebt in den letzten Jahren vor allem auch in der Sozialen Arbeit eine eigentliche Konjunktur. Dies geschieht

allerdings meist aus akteurtheoretischen Perspektiven, die kein seriöses Verständnis für interne Prozesse aufbringen, wie z.B. die objektive Hermeneutik, die versucht, eine Methode des Verstehens mentaler Aktivitäten zu entwickeln, ohne dass sie über eine Theorie interner Prozesse (des Geistes) verfügt. Deren Vertreter arbeiten darüber hinaus auch nicht mit einem systemischen Gesellschaftsbegriff, unter anderem weil sie quantitative Methoden rigoros ablehnen. Diese sind jedoch, neben qualitativen, im Rahmen eines „systemistischen Realismus“ unverzichtbar.

P.S. Was hat Heintz als Soziologe zum Verständnis der Individuen beigetragen? Wie kann der Link zwischen sozialer Struktur und Individuum gedacht werden?

W.O. Die individuellen Akteure der Heintz'schen Soziologie hatten oder vielmehr haben es in sich, auch wenn Heintz sie nicht weiter explizit theorisierte, ein Umstand, der mich in meinem Studium schon früh zu beschäftigen begann. Erstens; Im Unterschied zu den Akteurvorstellungen der normativen und interpretativen Richtungen der Soziologie ist der Heintz'sche soziale Akteur ein lebendiges Wesen mit allen wichtigen Attributen: Empfindung, Kognition, Motivation und Handeln. So interpretieren (codieren) und bewerten diese Akteure laufend ihre Situation in ihrer natürlichen und sozialen Umwelt im Hinblick auf Möglichkeiten der Erreichung ihrer Ziele. D.h. das Heintz'sche Modell war von Anfang ein „sinnhaftes“ oder „interpretatives Modell, wenn auch nicht in einem hermeneutischen oder phänomenologischen Verständnis. Zweitens haben diese Akteure von Natur aus *Bedürfnisse* und zwar sowohl biologische und psychische als auch *soziale*. Zwar erscheint der Ausdruck bei Heintz hie und da, doch hat Heintz keine explizite Bedürfnistheorie. Seine Begriffe der strukturellen und anomischen Spannungen setzen jedoch die Existenz von den Akteuren nicht bewussten universellen sozialen Bedürfnissen voraus. Denn: wo es „strukturelle Spannungen“, d.h. potentielle strukturelle Stressoren und – unter angebbaren Bedingungen – davon ausgehende „anomische Spannungen in den Akeuren gibt, gibt es auch etwas, was in ihnen gestresst wird, und Stressreaktionen setzen voraus, dass das gestresste System auf Abweichungen interner Sollwerte (=Bedürfnisse) sensibel ist, sie registriert und auf sie reagiert. Das Dritte ist entsprechend, dass diese Akteure aktiv und gegebenenfalls innovativ Handelnde sind: während nicht bewusste Spannungen zu passiven autoplastischem Anpassungen oder nicht strukturiertem, gegebenenfalls auch aggressivem Verhalten führen, setzen Akteure bewusst erfahrene Spannungen nach Massgabe der „Definition der Situation“ (W.I. Thomas), die sie mittels ihrer kognitiven Ressourcen zu entwickeln vermögen, in Handlungen um, über die sie mit dem Ziel, sich selber oder (und) Gegebenheiten ihrer natürlichen oder (und) sozialen Mikro-, Meso- oder Makroumgebung aktiv zu verändern. Systematischer: Struktur(dynamik) -> variable strukturelle Konstellationen für verschiedene Akteurkategorien -> spezifische Formen von anomischen Spannungen -> diffuse Codierung und passive Anpassungen oder: (variabel) strukturierte Codierung der Handlungssituation -> variabel klare

Problemdefinition -> Explorierung der aktuell verfügbaren strukturell gegebenen Handlungsspielräume -> Ziele -> Handlungspläne -> Realisierungsschritte bei gleichzeitiger Anpassung des Bildes der aktuellen Situation und ihrer gegebenenfalls durch externe Ereignisse zu erwartenden Veränderung -> Modifikation der Problemdefinition und (oder) des Zieles -> Modifikation der Handlungspläne etc etc. => strukturelle Folgen der aktiven Anpassung an strukturelle Spannungen.

Dies ist der typische Heintz'sche strukturdynamische Mechanismus in verallgemeinerter Form, der auf das hinausläuft, was M. Bunge kürzlich auf der Basis seiner Sozialontologie systematisiert (Bunge 1996) und als Coleman-Boudon-Schema (im deutschen Sprachgebrauch „Badewanne“) bezeichnet hat und der der „Logik“ eines neuen Verständnisses einer erklärenden Soziologie entspricht, wie sie in den letzten Jahrzehnten verschiedene namhafte Soziologen von James Coleman über Raymond Boudon zu Reinhard Wipper oder Hartmut Esser vorgeschlagen haben.

Dabei handelt es sich nicht um irgendein Problem. Vielmehr geht es um die Lösung eines der schwierigsten allgemeinen Probleme der Sozialwissenschaften, das der Soziologie seit ihren Anfängen, d.h. seit dem Holismus Emile Durkheims und dem konträren ontologischen und methodologischen Individualismus Max Webers ein ständiges, scheinbar auswegloses Oszillieren zwischen Holismen und Individualismen beschert hat. Dieses Problem hat mit dem ontologischen Begriff des konkreten Systems im Verein mit dem des mechanistischen Erklärens eine vermutlich endgültige Lösung gefunden. Setzt sich diese Sicht in den Sozialwissenschaften durch, dann wird allein damit auch der grösste Teil jener angeblich unüberbrückbaren Kluft zwischen Natur- und Sozialwissenschaften geschlossen, die mit der geisteswissenschaftlichen These der Vico-Dilthey-Husserl-Heidegger-Gadamer-Habermas-Oevermann Linie eröffnet und aufrecht erhalten worden ist, wonach sich Natur- und Sozialwissenschaften in ihren Zielen (Erklären versus Verstehen) und deshalb auch in ihren Methoden (wissenschaftliche Methode versus Hermeneutik) grundlegend unterscheiden.

Peter Heintz hat bereits in den 1960er und 70er Jahren mit seiner wissenschaftsorientierten weltgesellschaftssoziologischen Systemtheorie einen neuen, nichtholistischen Typ von Systemtheorie entwickelt und tat dies inmitten des jahrelangen und erbitterten Kampfes der „antiimperialistischen“ (vornehmlich antiamerikanischen) neomarxistischen Holisten und der amerikanischen Individualisten der sogenannten mikrosoziologischen Revolution (Homans, Garfinkel, Schütz, Goffman, Blumer) gegen den parsonianischen funktionalistischen Mainstream von damals. Dabei hatte sich Parsons bekanntlich auf die holistische General Systems Theory Ludwig von Bertalanffys und seiner Nachfolger gestützt, und seine Theorie lief, wie ja auch deren holistische Fortsetzung mit anderen Mitteln, in die „neuere Systemtheorie“ Niklas Luhmanns, unter dem Titel „Systemtheorie“ ein, ein Umstand, der wesentlich zum ramponierten Ruf des Ausdrucks ‚Systemtheorie‘ beigetragen hat.

P.S. Wo hast Du dann deine Arbeit abgeschlossen, wo bist Du über Heintz hinausgegangen?

Es gibt verschiedene Entwicklungsrichtungen und auch eine wichtige, in der ich nichts geleistet habe, nämlich in der Weiterentwicklung der makrosoziologischen Theorie von Heintz, einschliesslich der Anwendung meiner akteurtheoretischen Weiterentwicklungen auf meso- und makrosoziologische Fragestellungen. Es ist dies eine nicht beabsichtigte Folge einer Arbeitsteilung zwischen Heintz, Ruedi Streit und mir Ende der 70er Jahre. Wenn es nach mir gegangen wäre, wäre das nicht so gekommen, doch schwanden meine Entwicklungsmöglichkeiten am Institut aufgrund der damaligen Forschungspolitik (mehrere für meine universitäre Karriere entscheidende Weltgesellschaftsprojekte in der damaligen „Zeitenwende“ wurden abgelehnt) und den Regelungen für den akademischen Mittelbau, so dass ich 1980 dem Hinweis von Silvia Staub-Bernasconi auf eine frei werdende Stelle an der damaligen SSAZ gefolgt bin. Aber wenn ich auch nicht der Hauptlinie der Heintz'schen Soziologie im Sinne der Weltgesellschaftsanalyse folgen konnte, so bin ich doch, wie sich rückblickend zeigt, in allem, was ich gemacht habe, von der umfassenden Problemvorlage der Heintz'schen Weltgesellschaftssoziologie ausgegangen. Und heute komme ich, insbesondere mit der systemischen Theorie objektiver (faktischer und nicht definierter) sozialer Probleme wieder auf seine Struktur-Akteurtheorie zurück. Dabei habe ich mich natürlich in meiner soziologischen Lehre an der SSAZ die ganze Zeit über auf seine Konzeption gestützt. Aber gerade hier habe ich am wenigsten weitergearbeitet und zwar nicht zuletzt, weil ich diese Soziologie, ausser zwei kurzen Lehrveranstaltungen zur Soziologie der Weltgesellschaft und zur internationalen Migration, im Rahmen dieser Institution gar nicht hätte lehren können. In meinen Lehrveranstaltungen habe ich jedoch viel Heintz auf kleinem Raum zusammengebracht, vor allem was Mechanismen der Struktur-Akteurkoppelung betrifft, sind diese doch das theoretische Kernstück meiner Konzeption der Theorie sozialer Probleme und damit der Sozialarbeitswissenschaft und der Profession der Sozialen Arbeit.

Zurück aber zur Frage: Einer meiner eigenen Anknüpfungspunkte bei Heintz war dessen Mehrebenenkonzeption sozialer Systeme und der Weltgesellschaft im Besonderen. Diese habe ich zu einer systemischen Mehrebenenontologie verallgemeinert, deren erste Form ich bereits in meiner Lizentiatsarbeit von 1973, eine „Metatheorie zur Theorie von Kultur und Sozialstruktur“ entwickelt hatte – noch ohne die Hilfe Bunge's. Der erste Teil dieser Arbeit, in deren Einleitung ich übrigens die, wie ich heute weiss, äusserst unorthodoxe Sicht vertrat, dass Wissenschaft und Philosophie in systematischer und „horizontaler“ Weise zu kooperieren hätten, enthält meine erste Version eines Sozialen Akteurs. Es handelt sich dabei um ein Wesen, das laufend seine physische und soziale Umwelt wahrnimmt und auf der Basis seiner kognitiven Struktur (Code) interne Modelle – oder anders gesagt, begriffliche Bilder – erzeugt, auf deren Grundlage es seine Handlungen steuert.

Dies ist der Bereich, in dem ich zunächst nicht wirklich radikal über Heintz hinausging, sondern bei Heintz in nuce vorhandene Vorstellungen in einem Bereich weiterentwickelte, der jenseits der Grenze auch der (interaktionistischen) Mikrosoziologie lag. (Letzteres dann, wenn man Akteurtheorie als Aktivität versteht, in der lediglich ausgedeutet wird, was an Eigenschaften dem sozialen Akteur in einer verwendeten makrosoziologischen Theorie zugeschrieben wird – jenes Verfahren also, das leider in allen fragmentierten Sozialwissenschaften klassisch war und zu all den grotesk partialisierten Menschenbildern (G. Hartfiel) und dem Missbrauch geführt hat, den man mit ihnen trieb und noch treibt, angefangen beim homo oeconomicus und seiner modernen RCT-Variante und endend beim homo sociologicus, der Menschen als ausschliesslich (Dahrendorf) oder vorwiegend (Parsons) an Normen orientiert sieht, und den „interpretativen“ Modellen, die die soziale Welt als *kulturell* verfasst verstehen und Individuen dementsprechend als (ausschliesslich) sinnorientiert handelnd.

Die Fragen, die mich damals besonders beschäftigten, lauteten: Was sind „kognitive Strukturierungen“, „Situationsinterpretationen“, „Deutungsmuster“ etc. bei Akteuren und vor allem: was haben sie für eine Struktur und für Dimensionen, wie lassen sie sich beschreiben und auf diese Weise soziologisch fruchtbar machen. Zwar war die Diskussion des Verständnisses von Akteuren als sinnorientiert Handelnden als Folge der mikrosoziologischen Revolution durch die Aktionstheorie (Homans), die Ethnomethodologie (Garfinkel), den symbolischen Interaktionismus (Becker) oder die phänomenologische Soziologie (Schütz) in vieler Munde, doch kaum jemand hatte dazu etwas im Zusammenhang mit einem im engen Sinn wissenschaftlichen Zugang zu den internen Modellen von Akteuren Brauchbares zu sagen. Dafür gab es, wie z.B. bei Alfred Schütz, dogmatisch eingeführte Simplitäten (z.B. Umzu- und Weil-Motive) und kaum etwas Anderes als Metaphern (z.B. ‚zuhandenes Wissen‘; ‚Umwelt, Mitwelt, Vorwelt und Folgewelt‘ u.a.m.) oder, wie bei den Marxisten, programmatische Statements: das Sein bestimmt das Bewusstsein. Dies war allerdings eher ein Ausgangspunkt für ein jahrzehntelanges Forschungsprogramm zur Theorie sozialer Akteure (im allgemeinen Sprachgebrauch zu Handlungstheorien) als eine Antwort auf die Frage nach Struktur-Akteur-Mechanismen: Zwar hatten die Marxisten von damals eine (ökonomistisch verengte) Antwort auf die Frage nach dem Sein (Produktionsmitteleignung, Position in der Klassenstruktur), doch war das eine primitive Vorstellung von Sozialer Struktur und offen blieb immer, was das damals in jedem zweiten Satz angerufene „Bewusstsein“ ist – darüber konnte man bei ihnen – über die elende Widerspiegelungstheorie und die Konzeption eines quasirationalen Akteurs hinaus – kaum etwas lernen.

So war meine Lizentiatsarbeit von 1973 der erste Schritt meiner Ausweitung, Vertiefung und Transformation zweier zentraler, von Heintz jedoch theoretisch nicht weiter differenzierten Themen: jenem seiner Mehrebenen-Sozial-Ontologie zu einer verallgemeinerten Mehrebenenkonzepti-

on der Wirklichkeit und der das unterste Niveau der Heintz'schen Systemebendifferenzierung betreffenden Theorie sozialer Akteure, die ich zunächst vertiefte und später auf das biologische und die neurowissenschaftlichen Niveaus ausweitete. Als Ganzes war diese Arbeit der Anfang meiner Beschäftigung mit Akteuren unter dem Gesichtspunkt ihrer Rolle im Rahmen (makro)soziologischer Theorie und den Erfordernissen, die sich daraus an eine Akteurtheorie ergaben. Gleichzeitig war sie auch die Grundlage, auf der ich in den 1990er Jahren die allgemeine Normative Handlungstheorie entwickelt habe.

Was das Modell des sozialen Akteurs betraf, das meine Lizentiatsarbeit enthielt, so hat es im Zuge seiner weiteren Entwicklung, beginnend mit dem ‚Transaktionsmodell des sozialen Akteurs‘ (Mitte 1970er Jahre, zur Zeit als Lehrbeauftragter der SSAZ), zwei Revisionen und Erweiterungen erfahren, nämlich zum ‚EPRAMOM‘ (ein Erkenntnis- und Handlungstheoretisches Modell des Menschen) und zum ‚PSY-BIEHM‘ (Psychobiologisches Erkenntnis- und Handlungsmodell), wobei diese letztere Bezeichnung wohl demnächst durch eine sprachlich einfachere (Ein biopsychosoziales Modell) abgelöst wird. Dabei war das zweite Modell, das ‚EPRAMOM‘, eine *Konkretisierung* der internen Struktur des Transaktionsmodells, das Individuen als ausgehend von ihrem Metabolismus mit ihrer Umwelt im Austausch stehend auffasste – ein Prozess, der eine Steuerung durch interne Modelle voraussetzt. Die Konkretisierung bestand in einer erkenntnistheoretisch realistischen Bild-Code-Theorie, die anschliessend in mehreren Schritten modifiziert und ausgebaut wurde. Die zweite Revision des Modells zum ‚Psychiehm‘ erfolgte im Anschluss an meinen insgesamt achtmonatigen Bildungsurlaub (sabbatical) von 1987, während dem ich mich mit grosser Intensität in die Psychobiologie eingearbeitet hatte sowie im Rahmen der Philosophie des Geistes und der Philosophie der Psychologie mit einer „identitätstheoretischen“, materialistischen Auffassung des Geist-Körper- oder allgemein des Geist-Materie-Problems. Die Revision bestand darin, dass ich die bisher mentalistisch konzipierte Struktur des Modells psychobiologisch interpretierte. Es war dies der entscheidende Schritt, der Ende der 1980er Jahre zum Ausgangspunkt der systematischen materialistischen Reformulierung meiner bisherigen Mehrebenen-Ontologie auf der Basis des Bungeneschen systemistischen Materialismus (oder emergentistischen Systemismus) wurde. Mit diesem Schritt habe ich auch die beiden Themen, die ich von Heintz übernahm, die Mehrebenenstruktur der Wirklichkeit und das Problem eines soziologisch angemessenen Modells des Menschen, zusammengeführt und war von da an ein expliziter und konsistenter Materialist.

Bevor ich hier weiterfahre, muss ich etwas zu den situativen Gründen sagen, warum ich meine Bemühungen so stark auf diese Fragen und nicht auf unmittelbar soziologische richtete. Seit Mitte der 70er Jahre wandte Heintz die Bild-Code-Theorie – unter anderem in einer Reihe interessanter Vorlesungen und Seminarien – selber auf eine breite Palette von mikro-meso- und makrosoziologische Fragestellungen an,

nicht zuletzt auch auf die Frage, wie sich bestimmte Aspekte der sozialen Struktur, insbesondere deren Ebenen-Differenzierung in Form von Orientierungshorizonten, auf die Bilder und Codes von Individuen auswirken und welche Folgen das begrenzte und nach struktureller Abstützung verlangende kognitive Strukturierungsvermögen von Akteuren seinerseits für strukturbildende Prozesse in der Weltgesellschaft hat. (In einem kürzlich von Theresa Wobbe (TU Berlin) veröffentlichten Büchlein "Weltgesellschaft" über die (wenigen) soziologischen Zugänge zur Analyse der Weltgesellschaft (alles andere ist Ökonomie und Politologie) sind einige dieser Vorstellungen etwas genauer charakterisiert, soweit sie eben die Analyse der Weltgesellschaft betreffen. Rudolf Streit versuchte demgegenüber, mit den Mitteln der für Heintz typischen Strategie der Reanalysen bestehender Forschungsergebnisse auf der Grundlage Heintz'scher soziologischer Codes, solche Reanalysen unter Einbezug der Bild-Code-Theorie vorzunehmen. (Diese Arbeiten sind viele Jahre später im Seismo Verlag Zürich unter dem Titel „Individuelle Gesellschaftsbilder“ erschienen.)

P.S. Und dein Ziel bestand in der Weiterentwicklung einer Theorie des sozialen Akteurs?

W.O. Genau. Ich machte mich in Absprache mit Heintz und Streit daran, das Akteurmodell selber theoretisch anzureichern, um die Vorstellung von internen Modellen (Bildern) und Codes (Begriffs- und Aussagensysteme) präziser fassen zu können, denn ich hatte damals den entschiedenen Eindruck, dass man auch soziologisch mit dem Modell längerfristig nur weiterkommt, wenn man besser versteht, was interne Prozesse wirklich sind. In meiner Zeit an der SSAZ habe ich dann, unter vielem anderen, das Modell, ich sagte es schon, in mehreren Schritten modifiziert und ausgebaut, leider jedoch nicht, wie vorgesehen, im Dialog mit Peter Heintz, denn dieser starb unerwartet bereits im Frühling 1983.

Ein entscheidender Schritt, noch nicht erwähnter Schritt des Ausbaus des Modells bestand in der Entwicklung der Grundzüge einer Bedürfnistheorie, weil mir klar geworden war, dass „interne Modelle“, also die „Interpretationen“, die Individuen ihrer Selbst- und Welterfahrung geben, zwar unerlässlich sind, dass es aber nicht allein kognitive Mechanismen sind, die Menschen zur Bildung solcher Modelle und zu dem antreiben, was sie tun – eine Unterstellung, die man praktisch bei allen Deutungsmuster-Modellen, bei jenen der Kognitionstheorie genau so wie bei jenen der Phänomenologie und Hermeneutik, findet. Die Frage ist, was Menschen zu "Handlungen" im weiten Sinne antreibt, sei es zu solchen, die auf physikalische oder rein biologische Dinge gerichtet sind, sei es zu solchen, die ihren eigenen psychischen Prozessen gelten, wie der Erzeugung eines Selbst- und Umweltbildes als Mittel der Orientierung, oder zu sozialen Handlungen wie der Interaktion und Kooperation mit anderen und namentlich der Aufzucht von Kindern, oder sei es schliesslich zu kulturellen wie die Verwaltung religiöser Dogmen oder der Entwicklung wissenschaftlicher Theorien. In dieser Fragestellung spielen, wie man sieht, Bilder und Codes ebenfalls

eine Rolle, jedoch nicht als Objekte der Analyse, sondern als besondere Art von Vorgängen, die ebenfalls motiviert sein müssen, nämlich durch das Bedürfnis nach "Orientierung im physico-bio-sozio-kulturellen Raum" sozusagen sowie nach Sinn im Sinne der Konsistenz dieser Kognitionen. Aber nicht nur dieses, sondern alle Bedürfnisse haben mich interessiert. Ausgehend von der erweiterten Anomie-Theorie von Heintz lautete die Frage zunächst: Warum erfahren soziale Akteure überhaupt (nachweisbar) "Spannungen" innerhalb ihrer gesellschaftlichen Umwelt und welche Formen nehmen diese an oder: weshalb strengen sich Menschen derart an, in dieser Welt alles Mögliche zu tun, um z.B. soziale Spannungen zu vermeiden, und greifen dabei oft zu drastischen Mitteln wie Lüge, Betrug, Raub oder gar Mord? Das war die zweite Erweiterung oder besser: Ergänzung der Heintz'schen Theorie. Vor der dritten Erweiterung, und auch vor einer ausführlicheren Fassung der Bedürfnistheorie, kam die eigentliche und entscheidende Erweiterung des EPRAMOMs auf der Basis der gleichzeitig materialistisch gedeuteten Ontologie. Sie bestand darin, dass ich mein Akteurmodell, das bisher mentalistisch war (ich war bis dahin, ohne es mir richtig bewusst zu sein, ein ontologischer Dualist), auf ein solideres materialistisches ontologisches Fundament stellte. Dies war ein Schritt, mit dem ich gleichzeitig ein Problem in meiner Mehrebenen-Ontologie löste, das ich mehr ahnte als kannte, und der es mir ermöglichte, diese auch mit Bunge's Hilfe zu systematisieren und auszubauen, dessen ontologische Orientierung ich 1985 durch sein Buch über das Leib-Seele-Problem erst richtig kennenlernte. (Ich kannte bis dahin nur sein Scientific Research von 1973 mit dem für Silvia Staub-Bernasconi und mich gleichermassen bedeutsamen Kapitel II.11 über "Action" und seinen meine Vorstellungen über die Bedeutung von Metatheorie für Wissenschaften stützenden Ideen. Bunge persönlich kannte ich von zwei Vorlesungen her, die er anfangs der 70er Jahre als Gast bei Heintz gehalten hatte, und die ich damals noch nicht richtig zu würdigen wusste, sowie durch seine Vorlesungen an der ETH Zürich im Rahmen eines Gastsemesters um dieselbe Zeit herum.) Über das bekannte "Leib-Seele-Problem" (1980), das für Bunge nur eine Vorstudie zu seiner zusammen mit Ruben Ardila verfassten "Philosophie der Psychologie" (1998) war, bin ich anfangs der 1980er Jahre auf die Psychobiologie gestossen. Für mich war das ein tiefes, mich nicht nur intellektuell bewegendes Erlebnis. Dies zum einen, weil ich mir eingestehen musste, dass mein Akteur-Modell und alle anderen, die ich kennengelernt hatte – von Piaget's bis Powers' und über die ganze Kognitionspsychologie hinweg - mentalistische Modelle des Menschen waren, Modelle ohne Nervensystem und Gehirn also. Alle (auch ich) schrieben von "Bewusstsein", internen Modellen und "psychischen Prozessen", ohne dass diese Prozesse ontisch an irgendeinen definitiven Ort gebunden waren. Und noch mehr erschütterte mich, der ich ja nicht nur Psychologe oder Erkenntnistheoretiker war, sondern "Mehrebenensoziologe" mit einer Mehrebenenontologie, die Einsicht, dass es im Rahmen des Schichtenaufbaus meiner Mehrschichtenontologie

logie – im Übergang von Psyche und Organismus – ein gravierendes Problem gab, das ich bis dahin in einer klassisch-dualistischen Art gelöst hatte. Ich habe sofort gesehen, dass das so nicht geht und vor allem, dass ich, wenn ich die Lücke über die Psychobiologie schliessen wollte, ich meine Ontologie materialistisch formulieren musste. Dazu wäre ich, auf der Basis der physikalistischen, d.h. mechanisch-materialistischen und ontologisch reduktionistischen Varietäten des Materialismus, die damals das Feld dieser Diskussion beherrschten, sicher nicht in der Lage gewesen. Und so habe ich mich aus der Einsicht heraus, dass die vielen Partialtheorien in all den Gebieten, die ich bis jetzt für vernünftig hielt, keinen anderen Schluss als den der Materialität des Psychischen zuliessen, genötigt gesehen, mich auf den Rest der Bungeschen Ontologie einzulassen, die für all das – und noch für eine Reihe von ontologischen Problemen der Wissenschaften mehr – eine überzeugende Lösung bot und bietet. Es ist dies eine Sicht, die die in den letzten Jahren immer häufiger werdenden Regressionen auf antirealistische, d.h. subjektivistische und antiwissenschaftliche Erkenntnistheorien zum vornehmsten ausschliesst, wie sie heute von so vielen als Errungenschaften gefeiert werden. Diese Sicht ermöglicht statt Regression auf Subjektivismus – was strukturell durchaus in unsere von einem immer hemmungsloser werdenden, aggressiven Individualismus geprägte Zeit passt – theoretische Integration auf der Grundlage eines wissenschaftlichen Objektivismus.

Bunge war, nach Heintz, ganz offensichtlich mein zweites, ganz grosses Bildungserlebnis, wobei es auch hier, wie bei Heintz, nicht zu einer "Konversion", sondern zu einer Integration und sogar, wenn auch bescheidenen Ausweitung in Form meiner handlungswissenschaftlichen Konzeption der Sozialen Arbeit kam.

In meinem ersten Bildungsurlaub, 1987, habe ich mich, natürlich hier oben, auf dem Hänsenberg, nachdem ich schon ein oder zwei Sommer früher damit begonnen hatte, wie besessen in die Psychobiologie eingearbeitet und mein Modell anschliessend auf der Basis von psychobiologisch verstandenen Gehirnfunktionen reformuliert und es fortan PSYBIEHM, psychobiologisches Erkenntnis- und Handlungsmodell, genannt. Davon ausgehend machte ich mich dann an die Revision und den Ausbau der Ontologie auf der Basis insbesondere von Bunge's, aber auch G Vollmers und B Kanitschaiders Arbeiten. Dabei war ich überwältigt von der wohl einmaligen thematischen Breite (Logik, Semantik, Ontologie, Erkenntnistheorie, Philosophie der Technologie, Handlungstheorie, Ethik), ontologischen Tiefe (von der Philosophie der Physik, über die der Biologie, der Psychologie zu jener der Sozialwissenschaften und der Restrukturierung der Philosophie als Disziplin) und Präzision dieser Philosophie, von deren überragender Qualität man sich wohl am schnellsten ein Bild anhand von Bunges kürzlich erschienenen Dictionary of Philosophy machen kann (1998), der gegen 1200 Stichworte umfasst, die alle in Termini eines konsistenten Codes formuliert sind.

Was das PSYBIEHM betrifft, so habe ich dieses dann gegen

die Mitte der 90er Jahre zunächst einmal dadurch erweitert, dass ich die rudimentäre Bedürfnistheorie aus den 80er Jahren jetzt in eine biopsychosoziale Form brachte und expliziter als Teil mit der (strukturellen) Theorie sozialer Probleme verband, verstanden als Alternative zu den konstruktivistischen Lehren, die heute im Schwange sind. Bald darauf habe ich dann, im Zuge von Tagungen des Arbeitskreises Theorie- und Wissenschaftsentwicklung der DGSA auch die Allgemeine (normative, nicht beschreibende oder erklärende) Handlungstheorie für die Soziale Arbeit und andere Handlungswissenschaften geschrieben (1995), die in ihrem Kern im übrigen eine Version der Bild-Code-Theorie enthält – eine ausführlichere konnte ich bisher (leider) nicht veröffentlichen. Die Handlungstheorie, die heute die Grundlage aller Handlungslehren an unserer Abteilung ist, umreisst näher, was ziel- oder problemlösungsorientiertes Handeln eigentlich ist. Insbesondere beschäftigt sie sich aber mit der (normativen) Frage, was die Struktur einer *professionellen* Handlung ausmacht, d.h. was man tun muss, um den Grad der Zielorientierung und -erreichung von Handlungen zu optimieren und die Struktur der Handlung oder vielmehr eines Handlungsprojekts transparent zu machen, d.h. zu objektivieren, wodurch ein solches erst kommunizierbar wird.

Das ursprüngliche Modell hat also mittlerweile eine neue Form und zwei neue theoretische Teile erhalten, die untereinander und mit dem bisherigen verknüpft sind. So sind, von der beschreibenden und erklärenden Handlungstheorie aus betrachtet, die der normativen zugrunde liegt, in der Sicht des Modells Codierung und Bedürfnisse bzw. Motivation neben den verfügbaren Fertigkeiten (Motorik) bestimmend dafür, wie Individuen in bestimmten Situationen handeln.

P.S. Wenn ich das recht sehe, hast du dich aber neben der Beschäftigung mit Akteurtheorie in der Zeit zwischen Mitte 80er und 90er Jahre noch mit einigem anderen beschäftigt?

W.O. Ja, natürlich. Ich habe z.B. die Ontologie reformuliert, mich während vielen Jahren mit dem Verhältnis von soziologischer Theorie und Akteurmodellen beschäftigt (über ein halbes Dutzend Sommer), anfangs der 1990er Jahre, im Zusammenhang mit der anhaltenden Immigration, in der Lehre das Thema Weltgesellschaft und Migration wieder aufgenommen, zusammen mit drei Kolleginnen und Kollegen unserer Abteilung per Herbst 1993 ein neues, integratives Curriculum (Lehrplan 93) und die ersten Ansätze einer integrativen Curriculumtheorie entwickelt (Obrecht, Staub-Bernasconi), in diesem Zusammenhang meine Soziologie-Vorlesungen erweitert (Allgemeine Soziologie -> Mikrosoziologie -> Ungleichheit und Gerechtigkeit (Schichtung und Mobilität), -> Weltgesellschaft -> Interkulturelle Konflikte, (während ich die Familiensoziologie und die Organisationssoziologie aufgeben musste), mich kritisch mit dem Radikalen Konstruktivismus beschäftigt (1993) und vor allem habe ich auch damit begonnen, eine Vorstellung von Sozialer Arbeit als integrative Handlungswissenschaft zu entwickeln, die sich explizit an einem realistischen Wissenschaftsbegriff

orientiert, den ich für Handlungswissenschaften aus den verschiedensten Gründen für unverzichtbar halte. Und letztes Jahr habe ich, davon ausgehend, zusammen mit Heino Hollstein-Brinkmann und Silvia Staub-Bernasconi eine grosse Systemtheorie-Tagung vorbereitet, zu der ich einen systematischen und langen Text zum SPSA geschrieben hatte, der demnächst im Tagungsband veröffentlicht werden wird. Natürlich kam ich, gemessen an dem, was gut gewesen wäre, (sehr) viel zu langsam voran, weil ich an meiner theoretischen Arbeit nur in meiner Freizeit (Abende, Wochenende, Feiertage, alle „Ferien“) und bei der (knapp bemessenen) Vorbereitung von Lehrveranstaltungen arbeiten konnte. Hin und wieder kam es mir vor, als ob ich mit einem Sand-Eimerchen und mit einem Sand-Schäufelchen den Gotthard von der Innerschweiz ins Welschland hinunter zu schaufeln versuchte. Es ging überhaupt nur, indem ich mein ganzes Leben in den Dienst dieses Projekts stellte – oder ich hätte es bleiben lassen müssen. Und weil ich mich, nachdem ich auf der theoretischen Grundlage der Heintz'schen Weltgesellschaftstheorie zu arbeiten gelernt hatte, auf die Arbeit eines der ganz Grossen dieses Jahrhunderts, Mario Bunge, stützen konnte. Natürlich habe ich mir oft ein weniger beschwerliches Leben gewünscht, vor allem mehr Ruhe und privates Glück. Es ist aber eine Binsenwahrheit: man kann nicht alles haben. Dies gilt zumindest für die meisten Menschen und für solche vorab, die aus mittellosen Verhältnissen stammen. Lebensgenuss mit Leistung zu kombinieren erfordert besondere finanzielle und institutionelle Verhältnisse. Immerhin lebe ich jetzt seit meinem Bildungsurlaub vor drei Jahren in dieser wunderbaren Umgebung, die mich jeden Tag, im Sommer wie im Winter, aufs Neue beglückt.

Wie schon gesagt: Der eine Schritt bestand in der Entwicklung einer Bedürfnistheorie, weil mir klargeworden war, dass Codierungen, also die Interpretationen, die Individuen ihrer Welterfahrung geben, dass dies etwas ganz Wichtiges ist, aber dass es nicht das ist, was sie antreibt bzw. dass es nur ein Teilantrieb ist, nämlich ständig eine effektive Deutung zu haben, die einigermaßen subjektive Sicherheit vermittelt.

P.S. In der Tat ist es ja ein riesiges Projekt, das Du dir da vorgenommen hast. Was ist – für jemanden, der nicht die ganze Sache übersieht – der Ertrag dieses Unternehmens, weshalb ist es so wichtig, mit deinem Schäufelchen ständig zu graben? Was ist, neben der Soziologie insbesondere der Ertrag für die Soziale Arbeit und warum hat dich dieses Graben in der Soziologie in eine Aussenseiterrolle gebracht?

W.O. „Aussenseiterrolle“ ist etwas übertrieben, denn meine Situation unterscheidet sich nicht von der all der in der Lehre tätigen Kolleginnen und Kollegen. Aber abgesehen davon versteh ich mich heute explizit als Sozialarbeitswissenschaftler, auch wenn dies ein selbstaufgelegter sozialer Abstieg ist. Aber richtig ist natürlich, dass sich aus dem Zentrum der Soziologie wegbewegt, wer wie, ich nicht mehr an einem Institut arbeitet und entsprechend keine mitforschenden soziologischen Kollegen mehr hat. Verstärkt wurde meine fachliche Marginalität, wenn man so sagen will, aufgrund der thematischen Entwicklung meiner Arbeit. Ich habe mich mit

Akteuren beschäftigt und eine Akteurkonzeption entwickelt, was – innerhalb der Makrosoziologie zumindest, wie angedeutet – „reduktionismusverdächtig“ ist, und zwar in diesem fatalen und noch heute verbreiteten Sinn von Reduktionismus, der nicht zwischen ontologischer und erkenntnistheoretischer Reduktion zu unterscheiden vermag und deshalb, wie mein späterer Doktorvater, die Beschäftigung mit Akteuren für Reduktionismus hielt. Was in der Soziologie zu recht verpönt ist, ist ontologischer Reduktionismus, etwa von der Sorte des Physikalismus, der den mechanischen Materialismus des 19. und 20. Jahrhundert kennzeichnete, inbegriffen einige Vertreter des Neopositivismus wie Neurath und das neopositivistische Unity of Science Programm, dieser erste, grossangelegte Versuch einer Einheits-Konzeption der Wissenschaften. Oder gar der Biologismus, der tatsächlich das Ende der Soziologie ist. Erkenntnistheoretischer Reduktionismus hingegen ist das eigentliche Erfolgsrezept aller Wissenschaften, wie Bunge schon in den 50er und 60er Jahren gezeigt hat. Dieser ist identisch mit dem, was man heute mechanistisches Erklären nennt.

Erkenntnistheoretische Nichtreduktion ist, sofern man Ganzheiten anerkennt, gleichbedeutend mit ontologischem Holismus, der streng genommen ebenfalls ein Reduktionismus, nämlich ein Aufwärtsreduktionismus ist, während der Psychologismus, der Biologismus und der Physikalismus unterschiedlich starke Varianten von Abwärtsreduktionismus sind. Ein solcher Aufwärtsreduktionismus oder Holismus „erklärt“ ja die Entwicklung einer Ganzheit (eines Systems) nicht aus seinen Komponenten, sondern aus ihr selbst heraus. Beispiele dafür sind: Marxens Begriff der Gesellschaft als Ensemble aller sozialen Beziehungen, Maturanas und Luhmanns Autopoiese, Hegels Idealismus oder Durkheims Diktum, wonach Soziales (ausschliesslich) durch Soziales zu erklären sei. Auch viele meiner Instituts-Kollegen und Kolleginnen haben interessanterweise den Makrosoziologen Heintz als einen Holisten missverstanden, und als ich Mitte der 1980er Jahre begann, mich mit biologischen und psycho-biologischen Fragen zu beschäftigen, erwies sich dann mit den meisten meiner ehemaligen Kolleginnen und Kollegen eine fachliche Kommunikation als unmöglich. Die Beschäftigung mit Biologie ist wohl das ultimative Sakrileg für einen Soziologen, das darf man in dieser Disziplin – wie noch Einiges anderes, was man machen sollte – nicht tun. Ich habe schmerzliche Erfahrungen mit meinen liebsten Kollegen (die meisten längst Ordinarien an Universitäten) gemacht, deren theoretische Vorstellungen ich als Soziologe nicht nur verstand, sondern in der Regel auch teilte. Sie jedoch hörten nicht einmal zu, wenn ich den Mund öffnete (ich war im Übrigen ja als Lehrer an einer „Soz“ auch kein wirklich ernst zu nehmender Kollege mehr) oder vertraten alternative Standpunkte, die sie mit den üblichen konfusen Metaphern, statt mit substantiven Argumenten rechtfertigten. Zum Beispiel ein bekannter Schweizer Soziologe: Psychische Prozesse seien Gehirnprozesse? Nie, nie nie. Das Gehirn als Substrat der Psyche ja, aber die Psyche im Gehirn? Nie und nimmer. Gegenfrage: „Was ist dann die Beziehung zwischen dem „Substrat“ und

der Psyche?“ – „Ja, äh, äh...“. Es ist eine Erfahrung, die ich selbst bis in die Gegenwart hinein in ähnlicher Form immer wieder machte; umgekehrt gibt es nur zwei Ausnahmen. Kommt die langjährige fachliche Isolation im Team hinzu, darauf kommen wir aber vielleicht noch. Kurz, ich geriet nach und nach zwischen alle metatheoretischen und disziplinären Fronten und hatte lange Zeit kaum jemanden, der wenigstens sagte: Ah – ich sehe das zwar nicht so, aber es ist interessant..... Dies zur Aussenseiterrolle.

Was ist der soziologische Ertrag? Dieser liegt in den code-theoretischen Arbeiten von Heintz und Streit und den anderen, zu denen es in diesem Bereich gekommen ist und die heute, zumindest im Falle von Heintz, wenigstens gewürdigt werden (vgl. Wobbe). Am Soziologischen Institut selber hat man nach dem Tod von Heintz – nebst anderem - akteur-theoretische und im besonderen codetheoretische Fragen schnell wieder vergessen und ist zu strukturtheoretischen Frau-gestellungen zurückgekehrt. Dies, obwohl diese entscheidend sind für die Untersuchung der Mechanismen der Genese, Reproduktion und des Wandels von Sozialstruktur, wie etwa die gegenwärtige Geschlechterforschung zeigt.

P.S.: Und der Ertrag für die Soziale Arbeit, der hier ja von besonderem Interesse ist?

W.O. Der Ertrag für die Soziale Arbeit ist heute sichtbarer denn je. Er lässt sich ja ablesen an der Existenz und an den Eigenschaften des Systemischen Paradigmas der Sozialen Arbeit, dessen sozialarbeitswissenschaftlichen Teil ich, ausgehend von meinem Beitrag zum Band über Systemtheorie soeben in einer Arbeit zum ersten Mal als Ganzes beschrieben habe, die in der Schriftenreihe der ZHAW erscheinen wird. Dieser Ertrag ist insofern beträchtlich, als nicht nur die überwiegende Zahl der objekt- und handlungstheoretischen und teils methodischen Elemente, die das Paradigma ausmachen, aus dem beschriebenen Wissensbereich stammt. Dies gilt vor allem auch für die metatheoretischen Vorstellungen, die diese Teile zu einem kohärenten und komplexen Ganzen fügen. Da das Paradigma möglicherweise das integrierteste und thematisch vollständigste ist, das es im Augenblick in der Sozialarbeitswissenschaft gibt, will dies etwas heissen. Ob es deswegen das Beste ist, ist natürlich eine andere Frage. Immerhin zeigt es, was an Komplexität und Kohärenz auch in diesem akademisch geringgeschätzten bis verachteten Bereich der Wissensproduktion möglich ist. Dabei steht die Entwicklung des Paradigmas nicht am Ende, sondern hat gerade den Prozess der Bildung seiner „Gestalt“ einigermassen abgeschlossen. Was jetzt folgt, ist seine Differenzierung und vor allem seine Anwendung in allen möglichen Bereichen, wenn möglich auch über die Soziale Arbeit hinaus. Es ist klar, dass ich, wenn ich jetzt vom Systemischen oder systemtheoretischen Paradigma der Sozialen Arbeit spreche, die eng aufeinander bezogenen und aufeinander Bezug nehmenden Arbeiten von allen meine, die bisher Beiträge zur Entwicklung des Paradigmas geleistet haben. Das sind insbesondere jene von Silvia Staub-Bernasconi, Kaspar Geiser, Ruth Brack und mir, aber auch, wenn noch nicht nach aussen sichtbar, die von Petra Gregusch und

demnächst vermutlich auch Edi Martin und Heinrich Bösch. Wie überhaupt das Team an der ZHAW und vor allem das gegenwärtige, welches das Paradigma im Rahmen der Ausbildung lehrt, von grundlegender Bedeutung ist, denn es konstituiert erst die Existenz jener sozialen Realität, des Lehrgangsteams als sozialem System, die für die Entstehung und Entwicklung des Paradigmas eine notwendige, wenn auch keine hinreichende Voraussetzung war und ist. Was die Entwicklung des Paradigmas als Ganzes betrifft, so ist dafür wohl vor allem der Umstand entscheidend, dass sich das Wissen und die intellektuelle Orientierung von Silvia Staub-Bernasconi und mir, dank unserer gemeinsamen Verankerung in der Welt der Heintz'schen Soziologie und unseren geteilten Interessen an metatheoretischen Problemen, in einem hohen Mass überschneiden. Es war dieser stillschweigende Konsens (bei allen gelegentlich schmerzlichen Spannungen in Fragen, die das Paradigma im weiten Sinne nicht betrafen), der zusammen mit dem Umstand, dass wir gemeinsam eine Ausbildung der Abteilung gestalteten und ein integratives Curriculum entwickelten, die Entwicklung des Paradigmas in seiner heutigen Form überhaupt ermöglichte. Die bedeutende Rolle von Kaspar Geiser wiederum lag und liegt in seinem Beitrag zur Entwicklung der Handlungs- und Methodenlehre; ähnliches gilt für Ruth Brack. Im Übrigen ist das, was ich soeben zu den Besonderheiten des Paradigmas gezählt habe – insbesondere die Wirklichkeits-, Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie –, an unserer Schule unter der Bezeichnung "metatheoretischer Bezugsrahmen" bekannt.

P.S.: Vielleicht kannst du den etwas global beschriebenen Ertrag für die Soziale Arbeit noch etwas detaillieren?

W.O. Immerhin geht es hier um die Realisierung einer Synthese von Themen aus einer beträchtlichen Zahl von Disziplinen, die das Tuttifrutti der klassischen Lehrgänge, das einer der Ausgangspunkte für die Diskussion um eine autonome Sozialarbeitswissenschaft war (Engelke); angefangen mit den philosophischen Disziplinen Ontologie, der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie, der Semantik, der Ethik, der philosophischen Handlungstheorie, den meisten Sozialwissenschaften, einschliesslich der Sozialpsychologie natürlich, der Psychologie, der Psychobiologie und der Biologie, sowie allen Themen der klassischen Theorie und der Profession der Sozialen Arbeit, angefangen bei der Theorie sozialer Probleme über die Ziele der Sozialen Arbeit bis hin zu ihren Formen und Methoden und den ethischen Problemen, die sich in ihrer Praxis stellen. Über diese Dinge kann und muss man sich via die Lektüre unserer Arbeiten kundig machen. Ich versuch's so: Die Ontologie behandelt unter anderem das Problem der Vielebenenstruktur der Realität und ist ein Mittel der transdisziplinären Integration des multiniveaulen Wissens, das für die Soziale Arbeit seit jeher kennzeichnend war; die Wissenschaftstheorie des Wissenschaftlichen Realismus liefert namentlich den sich auf die Ontologie stützenden Begriff des mechanistischen Erklärens, der für das Verständnis von niveauspezifischen Gesetzmässigkeiten oder Regularitäten und der Zusammenhänge zwischen Niveaus grundlegend ist; die makrosoziologische Theorie der

Weltgesellschaft, die den gesellschaftlichen Hintergrund vieler sozialer Probleme erhellt, ohne deren Kenntnis die entsprechenden Probleme in ihrer gegenwärtigen Ausformung nicht oder nur teilweise verstanden werden können; die soziologische Struktur-Akteur-Theorie ist eine Konkretisierung und identisch mit dem sozialwissenschaftlichen Kernthema der Sozialen Arbeit und der Sozialarbeitswissenschaft und eine der beiden theoretischen Grundlagen der systemischen Theorie sozialer Probleme (die andere ist das Akteurmodell selber); und die Erkenntnis- und Handlungstheorie hat ihrerseits eine ganze Reihe von Anwendungen, angefangen bei der Integration von Wissensformen innerhalb des Handlungsmodells über die code- und bedürfnistheoretischen Beiträge zum Begriff des sozialen Problems im Rahmen einer systemischen Theorie sozialer Probleme, und schliesslich als Grundlage zum Verständnis von Akteuren ganz allgemein. Und nicht zuletzt ist das Wissen des Paradigmas auch die entscheidende Ressource für die Beschreibung, Analyse und Kritik seiner Konkurrenten. So liefert allein die disziplinäre Matrix, die es für die Sozialarbeitswissenschaft vorschlägt, einen Massstab zur Beurteilung der sozialarbeitswissenschaftlichen Relevanz und Funktion einer Theorie.

P.S.: Vielleicht kannst du hier nochmals ein Thema herausgreifen und zusätzlich beleuchten?

W.O. Nehmen wir die Struktur-Akteur-Theorie und das Akteurmodell. Soziale Arbeit hat es in mehreren Hinsichten mit Individuen zu tun, ganz besonders aber in zwei. Zum einen sind die Klienten der Einzelhilfe und die Mitglieder von kleinen Sozialsystemen Individuen, wobei man diese immer als Komponenten umfassenderer sozialer Systeme verstehen muss. D.h. alle sind – im Rahmen einer Status-Konfiguration – strukturell eingebunden, man kann das, was sie bewegt, wie auch ihre Probleme, nur verstehen, wenn man die verschiedenen Aspekte dieser Einbindung berücksichtigt. Das ist genau das Thema der Struktur-Akteur-Theorie. Nur von einer solchen Theorie aus kann man sagen, welches die Strukturdimensionen eines sozialen Gebildes und die Dimensionen der Einbindung sind. Dies führt dann mikro- wie makrotheoretisch zur Frage: Was ist soziale Integration? Makrotheoretisch kann man sagen, dass es so viele Dimensionen der sozialen Integration gibt, wie die Sozialstruktur einer Gesellschaft Dimensionen (Aspekte) hat und dass makrotheoretisch ein wichtiges Mass der Integration das Mass für die Zahl integrierter Komponenten (Individuen)en ist, die es bilden. Und mikrotheoretisch ist ein Individuum minimal sozial integriert, wenn es im Rahmen aller Dimensionen einen Status hat und befriedigend, wenn diese mindestens auf mittlerem Rang und einigermaßen im Gleichgewicht sind (oder es subkulturell differenziert ist). Dies führt zu den sozialarbeitswissenschaftlich zentralen Fragen, welches die strukturellen und psychischen Bedingungen und Prozesse der sozialen Integration sind, sei es für die Mitglieder der eigenen Gesellschaft (Sozialisation i.w.S.), oder sei es für Fremde. Und es führt zur Frage, über welche Vorgänge solche Prozesse behindert, verhindert oder gefördert wer-

den (können) und über welche es umgekehrt zu einer Desintegration bereits integrierter Menschen kommt – und all dies mit welchen Folgen für die betroffenen Individuen und der integrierteren Mitglieder des Systems. Dass soziale Integration nicht nur ein äusserlicher Vorgang ist, sondern auch in einem mindestens minimalen Mass ein innerer (Assimilation), der einer inneren Reorganisation entspricht und ab einem bestimmten Punkt die äussere Integration erst ermöglicht, verleiht den internen Codierungs- und Bewertungsprozessen von Individuen (nebst ihren Fertigkeiten) ihre Bedeutung im Vorgang der Integration. Und es führt dazu, dass bei der Bearbeitung von Problemen innerhalb von Integrationsprozessen die internen Prozesse der Beteiligten verstanden und in Rechnung gestellt werden müssen. Wichtige begriffliche Mittel dazu liefert das biopsychosoziale Akteurmodell bzw. in der soziologischen Terminologie: Handlungsmodell. Noch nicht ausgelegt ist das Modell für das Verständnis psychodynamischer Prozesse – dazu bedarf es einer systemistischen Persönlichkeitstheorie.

Zum Zusammenhang der Theorie der Integration und der Theorie sozialer Probleme vielleicht noch dies: Ein soziales Problem (es gibt auch biologische und psychische) liegt vor, wenn mindestens in einer der Dimensionen der sozialen Integration die Integration nicht gelingt, wobei einzelne Integrationsdefizite (Defizite gemessen am gefühlten Integrationswunsch) nicht nur kumulieren, sondern sich auch gegenseitig verstärken können, so dass es im Subjekt zu einem Gesamt an Spannung kommt, die in der Folge zum Zusammenbruch der autonomen Steuerungsfähigkeit führt.

Und: Soziale Probleme können auch durch psychische bedingt sein (und solche erzeugen oder verstärken) wie auch durch biologische (und solche erzeugen und verstärken), ja sogar durch physikalische. Ein soziales Problem ist mithin kein Problem im Kopf, auch wenn es registriert, bewertet und über Gedanken und oder Handlungen zu lösen versucht werden kann, sondern eine faktische interne Spannung im Sinne von Stress. D.h. es ist ein Faktum und kein(e) Konstrukt(ion), weder eine individuelle, noch ein soziale. Sozial ist ein Problem, wenn die Quelle der Spannung die Relation des Individuums zu anderen Individuen oder zu einem sozialen Gebilde ist. Es ist die Unterscheidung von Systemebenen und die Analyse von Klienten und ihrer Problematik aus der Heintz'schen Struktur-Akteur-Perspektive, die zu dieser Art von Theorie sozialer Probleme führt, die ich zurzeit entwickle, und die sich stark von dem unterscheidet, was man traditionellerweise in der Soziologie darunter versteht. Die Soziale Arbeit hat demgegenüber eine ganz andere Vorstellung entwickelt, nur hat sie diese nie systematisch theorisiert (Arlt). Es ist auch der Ansatz, den in einer damals noch stark am Betreff der sozialen Norm orientierten Version Silvia Staub-Bernasconi schon früh entwickelt hat, ja der die eigentliche Kernvorstellung ihrer Arbeit ist, wenn ich das richtig sehe. Der eine Ertrag liegt hier also in der Art, wie man soziale Probleme analysieren kann.

Die zweite Art von Individuen, die innerhalb der Sozialen Arbeit von Bedeutung sind, sind die Sozialarbeiterinnen und

Sozialarbeiter selber, nämlich als professionelle Akteure. Es sind Menschen in einer strukturellen Situation (privat und vor allem beruflich), deren Aufgabe es ist, innerhalb eines institutionellen Rahmens mit entsprechenden Vorgaben und Ressourcen, eine bestimmte Art von praktischen Probleme zu lösen, nämlich die praktischen (sozialen) Probleme ihrer Klientinnen. Auch hier ist das Akteurmodell, ganz besonders in seiner normativen Version - als allgemeines Modell professionellen Handelns -, das begriffliche Mittel, das nicht nur eine Analyse der Handlungsprobleme der Klienten ermöglicht, sondern, auf so gewonnenem Verständnis aufbauend, jene des oder der Professionellen selbst. Diese Analyse ist für die professionelle Arbeit die Entscheidende, indem das "Arbeitsobjekt", wenn man so sagen kann, andere Menschen und deren Handlungsprobleme sind. Aus diesem Grunde kann die professionelle Arbeit nur in dem Masse erfolgreich sein, wie der oder die Professionelle den äusseren (strukturellen) wie auch den inneren Gegebenheiten und Vorgängen beim Klienten methodisch Rechnung trägt. Während die soziologische Struktur-Akteur-Theorie das Mittel ist, um die Situation des Klienten zu erfassen, besteht die nicht minder schwierige Aufgabe der allgemeinen normativen Handlungstheorie darin, die so erfasste innere und äussere Situation des Klienten zu beurteilen und allenfalls die problematischen Aspekte mittels methodischen Schritten zu modifizieren versuchen (Beratung, "Bewusstseinsbildung" etc.), die das theoretische Verständnis der Probleme nahelegen. Und hier kommt natürlich wieder das Akteurmodell zusammen mit der Problemtheorie zum Einsatz, und zwar ganz besonders die bild-codetheoretische und die bedürfnistheoretische Komponente.

Hier sind wir mit anderen Worten an einem äusserst interessanten Punkt der Sozialen Arbeit und ihrer Theorie, nämlich an dem Punkt, den wir gelegentlich "die Verdoppelung der W-Fragen" nennen: Sowohl der oder die Professionelle wie auch der Klient sind handelnde Akteure und sie können beide mit dem Handlungsmodell analysiert werden. Dabei muss der oder die Professionelle die W-Fragen der Handlungstheorie nicht nur auf sich, sondern auch auf die kognitiven Prozesse des Klienten, d.h. auf das anwenden, was in einem vorthoretischen Sprachgebrauch die „Sicht“ oder „Perspektive“ des Klienten heisst. Mit dieser "Verdoppelung" erhalten die das methodische Handeln leitenden W-Fragen eine weitere Funktion: sie werden zu einem Instrument des Verstehens der internen Struktur des Klienten. Wir haben hier mit anderen Worten so etwas wie eine "code-theoretische Hermeneutik". Diese Verdoppelung führt m.a.W. zu einer theoretisch reichhaltigen Konstellation, wie ich überhaupt die Thematik und die Problematik der Sozialen Arbeit als etwas vom Interessantesten, Reichhaltigsten und Herausforderndsten erachte, was es im Bereich praktischer Arbeit gibt. Man muss schon soziologische Hypothesen bemühen, um zu erklären, warum dies in aller Regel nicht so gesehen wird.

(....)

Eine dritte Frage, weshalb die Soziale Arbeit als Gegenstand

der Analyse unattraktiv ist, ist durch die zuletzt genannten Punkte – zumindest zum Teil - ebenfalls erklärt. Hier kommt noch ein politischer Gesichtspunkt hinzu. Für viele Linke (vor allem: für viele Marxisten) war und ist die Soziale Arbeit politisch unerwünscht, weil sie (angeblich) systemstabilisierend wirkt. Hier erscheint Soziale Arbeit als Teil eines repressiven staatlichen Apparats.

P.S. Ich würde an dieser Stelle gerne noch eine Frage mit einem etwas anderen Akzent stellen, um sie noch stärker auf die Soziale Arbeit als Profession zu beziehen. Was macht das sozialarbeiterische Handeln in deiner theoretischen Perspektive so schwierig? Ich beziehe mich auf die von dir erwähnte doppelte Problematik, nämlich bezogen auf Akteure, die dasselbe Problem haben, nämlich das Problem kognitiver Strukturierung oder Codierung von Welt in Bezug auf Problemlösung.

W.O. Das hier angesprochene Problem ist, wenn ich es richtig verstehe, komplementär zu dem in der vorangehenden Frage angesprochenen. Während dort das Problem der Sozialen Arbeit unter anderem in einem mangelnden Interesse (von Disziplinen) aufgrund einer falschen Einschätzung ihrer Komplexität besteht, ist hier das Problem, dass Soziale Arbeit, wegen ihrer Komplexität, für Praktiker (wie für Sozialarbeitswissenschaftler) schwierig zu erlernen und zu praktizieren ist. Der Grund für den hohen Schwierigkeitsgrad der Sozialen Arbeit liegt in den beiden bereits ausführlicher angesprochenen Grunddimensionen ihrer Theorie und ihrer Praxis, nämlich in ihrer wissenschaftliche Mehrebenenproblematik und in ihrer Struktur als Handlungswissenschaft mit Individuen und sozialen Systemen als Gegenständen und sozialen Problemen von Individuen als zu bearbeitender Problematik. Das erste heisst, nicht nur erklärende Theorien aus verschiedenen Disziplinen zu verstehen, sondern sie auch noch miteinander in Beziehung setzen zu können; das zweite heisst, nicht nur drei W-Fragen zu bearbeiten (Was, weshalb, wohin), wie die Grundlagenwissenschaften, sondern die Fragen der gesamten W-Fragen-Sequenz, die eine Reihe von anspruchsvollen Operationen enthält: erstens die Nutzung der erwähnten Erklärungstheorien zur Entwicklung guter Situationsanalysen von Klienten und ihren sozialen und anderen Problemen auf der Basis verfügbarer Information, einschliesslich der Erklärung der beschriebenen Fakten, zweitens, die Bewertung dieser so verstandenen Situation im Lichte einer Prognose der mutmasslichen Entwicklung ohne Intervention und eine daran anschliessende Definition des zu bearbeitenden Problems, drittens die Entwicklung von Problemlösungsalternativen im Raum der aufgrund der verfügbaren inneren und äusseren Ressourcen realisierbaren Problemlösungen und der dem Professionellen verfügbaren Methoden, wobei hier gegebenenfalls Interventionsformen ad hoc aus den im Rahmen der Situationsdeutungen angewandten Theorien "abgeleitet" werden („transformativer Dreischritt“, wie Silvia Staub-Bernasconi die Bunge'sche Transformation von nomologischen Theorien in Handlungsanweisungen nennt), viertens die Entscheidung für die optimale Variante unter dem Gesichtspunkt der Präferenzen des Klienten sowie anderer involvierter Akteure und fünftens die

Realisierung der gewählten Problemlösung in der ständigen Bereitschaft des Rückkommens auf eine der vorangehenden Operationen des Problemlösungsprozesses in Abhängigkeit von allfälligen Veränderungen der Situation. Die Komplexität dieser Handlungsstruktur wird im Falle der Arbeit mit Menschen durch den bereits erläuterten Umstand erhöht, dass in allen Phasen die internen Strukturen und Prozesse von Klienten mit analysiert und das Ergebnis in einer für die Zielerreichung angemessenen Form in Rechnung gestellt werden muss. Diese Konstellation wird meist noch dadurch kompliziert, dass neben einem Hauptakteur weitere Akteure, alles Träger emotio-kognitiver interner Modelle, im Spiel sind. Über die anspruchsvolle analytische Arbeit hinaus verlangt die Steuerung des problemlösungsorientierten sozialen Handelns der oder des Professionellen ein besonderes Mass an Kontrolle der eigenen internen Prozesse, das nur durch langes und immer wieder auch supervisiertes Üben erworben werden kann. Diese inneren Prozesse müssen ja nicht nur im Bereich der Sachhilfe sachgerecht sein, sondern auch emotional so gestaltet werden, dass das nach aussen sichtbare Verhalten den Problemlösungsprozess des Klienten unterstützt.

P.S. Genau. Dabei stellt sich natürlich die Frage, ob das Modell des rationalen, professionellen Handelns praktikabel ist? Welche Voraussetzungen sind notwendig, um die Welt genügend strukturieren zu können, um sie mit Codes zu erschliessen?

W.O. Praktikabel ist das auf jeden Fall. Wir können ja im Rahmen unserer Ausbildung genau verfolgen, wie Studierende im Verlaufe ihrer dreijährigen Ausbildung damit zu arbeiten lernen und was sie selbst in dieser insgesamt kurzen Zeit zu erreichen vermögen. Der Lernprozess muss allerdings sorgfältig geplant, gestaltet und in verschiedenen Hinsichten unterstützt werden. Mit einer Abfolge von untereinander unzusammenhängenden Lehrveranstaltungen von Dozenten, die sich je an ihre fachlichen kognitiven Schemata und bevorzugten Paradigmen halten, wie dies in den meisten Ausbildungsgängen Standard ist, ist – wie alle Erfahrung und alle Studien zeigen – kaum etwas zu erreichen, was über eine Anreicherung des Alltagsdenkens mit ein paar der Wissenschaftssprache entlehnten Wörtern, vielen Metaphern, einigen Bezügen zu berühmten Autoren und das Sammeln von Erfahrungen in einem oder zwei Berufsfeldern hinausgeht. Weil der Lernprozess anforderungsreich ist, bedarf er einer optimalen Unterstützung durch eine ihn optimierende curriculare Struktur.

Wir haben deshalb anfangs der 90er Jahre, nach jahrelangem Probieren im Kleinen, in unserem damaligen Team ein integratives Curriculum entwickelt, das zeigt, wie man systematisches sozialarbeitswissenschaftliches Wissen und Können im Rahmen einer verhältnismässig kurzen Fachhochschulbildung vermitteln kann. Das ist ein Thema für sich, deshalb dazu nur soviel: Was mich vom Beginn meiner Arbeit an der Schule beschäftigt hat, ist das Problem der Unternutzung des kognitiven wie auch des praktischen Potentials der Studierenden in den additiven Ausbildungen. Heute

bin ich sicher, dass diese Unternutzung erheblich ist, denn bei einem integrierten Design einer solchen Ausbildung gehen die durchschnittlichen Lernprozesse beträchtlich über das hinaus, was im klassischen Rahmen möglich ist, und zwar bei praktisch allen Studierenden, wenn auch in unterschiedlichem Mass. Auch unter diesem Gesichtspunkt sind additive Curricula zu problematisieren. Mit unseren Studierenden können wir heute, wie namentlich die Diplomarbeiten oder Abschlussprüfungen deutlich machen, wesentlich mehr erreichen, als vor der Einführung des integrativen Curriculums. Inzwischen liegen Erfahrungen vor, die dies bestätigen. Dies gilt auch nach den durch die Verdoppelung der Klassengrösse massiv verschlechterten Studienbedingungen, in denen der Anteil der individualisierten Betreuung drastisch (und dysfunktional) zurückgegangen ist – im Namen der ökonomistisch definierten Effizienz, versteht sich.

P.S.: Was ist dabei das Schwierige an der Vermittlung?

W.O. Die Vermittlung selber ist nicht schwieriger als unter additivistischen Verhältnissen, im Gegenteil. Die Erfahrung, dem „Stoff“ nicht einfach ausgeliefert zu sein, sondern Texte und Themen übergeordneten Fragestellungen zuordnen und sie so in einen Zusammenhang bringen zu können, steigert die Lernmotivation allgemein und reduziert Zugangsschwellen zu neuen Themen. Integrative Curricula im Sinne der systemischen Curriculumtheorie unterscheiden sich nicht nur von additiven, sondern auch von integrierten, in denen die thematische und logische Integration durch den Lehrkörper, Lehrbücher u.ä. geschieht. Im Mittelpunkt eines integrativen Lehrganges steht jedoch die Vermittlung einer Integrationstheorie und vor allem das Training der Fähigkeit zu eigenen Integrationsleistungen. Es ist diese Kompetenz, um die es letztlich im Zusammenhang mit der Ausbildung moderner Professioneller gehen muss. Es ist dies eine Fähigkeit, die es ermöglicht, die eigene fachliche Kompetenz im Strom von professioneller und anderer Information, dem man lebenslang ausgesetzt ist, nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern laufend zu erhöhen. Kommt hinzu, dass wir die Analysefähigkeit von Sozialtätigen deutlich steigern müssen, wenn sie im Rahmen der immer anforderungsreicher werdenden interprofessionellen Kooperation eine Chance haben sollen (bekanntlich haben sie diese Chance in vielen aktuellen Situationen nicht, was ja Thema verbreiteter und anhaltender Klagen ist).

Ich habe deine Frage auch als eine Frage nach Erschwernissen, Hindernissen verstanden, die überwunden werden müssen. Hier sehe ich im Moment nur zwei. Zum einen handelt es sich beim Paradigma um ein System von wissenschaftlichen und philosophischen Theorien und nicht um essayistisch umkreiste Themen und „Reflexionen“. In der Ausbildung geht es um die Einführung in das Denken und Arbeiten mit möglichst klaren Begriffen und mit (Systemen von) Hypothesen (Theorien) und empirischen Studien und Daten etc. oder mit anderen Worten, um das Erlernen einer neuen, systematischen Art des Denkens und Handelns. Hinderlich dabei ist, dass nach wie vor nicht alle Studierenden hinreichende kognitive Voraussetzungen für diesen

Entwicklungsschritt mitbringen. Eine weitere Schwierigkeit besteht darin, dass die Studierenden in der Regel gar nicht mit einer solchen Ausbildung rechnen und deshalb motivational vielfach nicht darauf vorbereitet sind. Entsprechend bemühen wir uns, dass sich die Studierenden auf diesen Prozess einlassen und akzeptieren, dass in der professionellen Sozialen Arbeit ein anderer kognitiver Modus und eine positive Orientierung gegenüber Wissenschaft verlangt **wird**. Leider kommen sie, was natürlich nicht wirklich verwundert, oft mit Vorstellungen, die dem gesellschaftlichen Vorurteil über Soziale Arbeit nahestehen, d.h. mit einem Alltagsbegriff von Sozialer Arbeit. Das scheint anders zu sein bei Studienanfängern etwa der Medizin, der Ingenieurwissenschaften, der Jurisprudenz oder auch der Psychologie. Diese wissen eher, worauf sie sich einlassen und müssen nicht mit allen Mitteln auf den Stil einer professionellen Ausbildung hin motiviert werden (wie noch einige bei uns). Das kann sich natürlich dann ändern, wenn der Sozialen Arbeit doch noch ein Professionalisierungsschub gelingen sollte. Hinzu kommt, dass nur ein Teil der Praxis professionalisiert, ein anderer aber am Bild einer nicht professionalisierten Sozialen Arbeit orientiert ist und dieses Bild im Rahmen von Praktika auch an Studierende weitergibt. Diese Haltung dürfte vor allem unter jenen Soziantätigen zu finden sein, die für sich keine Chance mehr sehen, sich in den nächsten Jahren über die zunehmend attraktiveren sozialarbeitswissenschaftlich orientierten Weiterbildungsprogramme weiter zu qualifizieren. Es scheint mir dringlich, dass wir Wege finden, um das Interesse und den Goodwill der Soziantätigen gegenüber der jetzigen Entwicklung zu fördern. Soziale Arbeit mit einer gewissen Eigenständigkeit wird nur überleben, wenn es ihr in den nächsten Jahren und Jahrzehnten gelingt, sich als eine durch eine Disziplin gestützte Profession zu etablieren. Bezogen darauf ist der Widerstand gegen die Professionalisierung selbstschädigendes Verhalten, ein Phänomen, über das in den Berufsverbänden in breiter Form diskutiert werden sollte. Einer besonderen Anstrengung bedarf es, eine Rollen-Struktur innerhalb des Sozialwesens aufrecht zu erhalten, die eine breite professionelle Arbeit auch strukturell ermöglicht. Die destruktiven (deprofessionalisierenden) Tendenzen in der Folge der Neoliberalisierung sind hier unübersehbar, wenn auch leider forschungsmässig nicht in ihrer Breite und Qualität erfasst – wer sollte solche Forschung schon bezahlen? Die Ohnmacht, mit der die meisten Sozialarbeiter und Sozialpädagogen diesem Prozess gegenüberstehen, ist selber ein Gradmesser für ihr analytisches Unvermögen, ein Minimum an professioneller Rationalität und Selbstbewusstsein in die Diskussion und Entscheidungen in diesem Bereich einzubringen. Das in den vergangenen Jahrzehnten an entschiedener Professionsentwicklung Versäumte zeigt nun auf eine schmerzliche Weise Wirkung.

Zusammengefasst: Es geht darum, im Rahmen der Aus- und Weiterbildung einen Modus des Denkens einzuführen und über ihn professionelles Wissen und Können zu vermitteln, welches das für das Überleben und die Entwicklung der Profession entscheidende Analyseniveau der Sozialprofis

erheblich steigert.

P.S.: Mit welchen Vorteilen ist denn eine integrative Ausbildung in diesem Zusammenhang verbunden?

W.O. Am Schluss der Ausbildung im Rahmen additiver Studiengänge kennen die Studierenden ein paar Autoren (die Vertreter von Paradigmata, "Sichtweisen" und Lehren, die nebeneinanderstehen und bei denen es jeder oder jedem einzelnen überlassen bleibt, was sie oder er damit macht. Auf eine Formel gebracht ist das Angebot Tuttifrutti und die Nutzungsregeln lauten: jede(r) nach ihrem (seinem) Belieben im Sinne eines Schwedenbuffets). Und neben dem Hintergrundwissen über Soziale Arbeit und der Geografie der sozialen Institutionen kennen sie diese oder jene „Methode“, zu oft ohne dass klar ist, was eine Methode ist und in welchem Verhältnis Methoden zu Theorien stehen. Sie haben gelernt, sich in ihrer Praxis an dieser oder jener Methode zu „orientieren“. Der Modus des Denkens ist jedoch nach wie vor der ‚gesunde Menschenverstand‘ mit seiner Neigung zu all seinen Begrenzungen und Fehlleistungen. All das schliesst natürlich nicht aus, dass auch aus Studierenden additiver Studiengänge tüchtige, kundige, integre, engagierte und leistungsfähige Praktiker und Praktikerinnen werden, die sich auf dem Weiterbildungsmarkt laufend auch noch diese und jene neueste „Methode“ aneignen, nicht selten auch eine solche, die mit Wissenschaft nichts am Hut hat und deren „theoretischer“ Überbau womöglich in einem mehr oder weniger deutlichen Kontrast zu Kernvorstellungen professioneller Sozialen Arbeit steht.

Die einzige Chance, Probleme wie die Formlosigkeit, Inkohärenz und die implizite Natur des Berufswissens, das Fehlen wirkungsvoller analytischer Fähigkeiten und die Anschlussfähigkeit an das wissenschaftsbasierte Wissen anderer Professionen (und nicht nur das Unterhalten guter Beziehungen zu ihnen) zu erreichen, ist die Systematisierung und wissenschaftliche Fundierung des reichen und wertvollen Berufswissens der Sozialen Arbeit im Rahmen einer Disziplin und dessen Vermittlung im Rahmen integrativer Curricula, die darauf angelegt sind, angehenden Professionellen strukturiertes wissenschaftsbasiertes Handlungswissen zu vermitteln und sie zu lehren, wie sie selber strukturiert und sozialarbeitswissenschaftsorientiert denken und arbeiten können.

P.S.: Ich möchte noch einmal auf meine ursprüngliche Frage zurückkommen: Was leistet deine Theorie oder dein wissenschaftliches Wissen im Allgemeinen für das Handeln in der Sozialen Arbeit? Und was ist die Schwierigkeit, die es zu lösen gilt?

W.O. Soziale Arbeit ist, zumindest idealiter, eine Profession. D.h. sie ist ein System von Professionellen, die ihre professionelle Praxis mit den Mitteln ihres professionellen Wissens gestalten. Entscheidend für diesen Status von Wissen ist die Natur des angewandten Wissens, dessen Grundstruktur in der allgemeinen Handlungstheorie beschrieben und begründet ist und deren Hauptmerkmal im Zusammenhang mit deiner Frage im systematischen Einbezug wissenschaftlichen Erklärungs- und Handlungswissens besteht. Und wiederum entscheidend für das Verständnis dieses Zusammenhanges,

d.h. der Natur und der Erzeugung von „wissenschaftsbasierter“ Handlungswissen aus wissenschaftlichem Wissen, ist die Wissenschaftstheorie und Philosophie wissenschaftsbasierter Methoden (Technologien), die dem Paradigma zugrunde liegen. In diesem Rahmen, in dem der Begriff des wissenschaftlichen Wissens und der des „Handelns“ definiert sind, ist diese Beziehung in jener Form analysiert und formuliert worden, wie sie auch im normativen Modell rationalen bzw. professionellen Handelns dargestellt wird. Diese Beziehung hat folgende Form: nomologische Gesetze (Theorien) -> nomopraktische Gesetze -> technologische Regeln, d.h. Handlungsanweisungen. Diese Analyse des Übergangs – vom wissenschaftlichen Wissen zum Handeln – ist meiner Kenntnis nach nirgends sonst (ausser bei Bunge) geleistet worden. Sie ist der Schlüssel zum Verständnis der Beziehung zwischen grundlagenwissenschaftlichem, handlungswissenschaftlichem und professionellem Wissen und bildet deshalb den theoretischen Kern der allgemeinen Handlungstheorie. Dies ist der eine Beitrag wissenschaftlichen Wissens für das professionelle Handeln.

Ein zweiter liegt in all dem wissenschaftlichen Wissen (mehrerer Disziplinen), welches die Entwicklung von wissenschaftsbasierten Methoden erlaubt, die dann im professionellen Handeln genutzt werden können, wobei Methoden idealiter auf ihre Wirksamkeit geprüfte und in ihrer Wirkungsweise verstandene (Systeme von) Handlungsregeln sind, die auf die genannte Art gewonnen worden sind; ein dritter Schlüssel liegt in einer noch (besser) zu entwickelnden biopsychosozialen Erklärungstheorie des Handelns, die zu verstehen erlaubt, wie Professionelle die normative Handlungstheorie im Rahmen ihres konkreten Handelns zur Beschreibung von Problemsituationen der Klientinnen und im Anschluss daran zur (Unterstützung der) Bearbeitung der praktischen Probleme ihrer Klientinnen optimal anwenden können, welche Probleme dabei auftreten und wie diese gelöst werden können.

Leider zirkulieren in der Sozialen Arbeit nicht zuletzt Lehren aus nicht wissenschaftsorientierten Philosophien, wonach Wissen über die Welt nicht möglich oder ein solcher Übergang von theoretischem Wissen zu Methoden prinzipiell unmöglich sei. Diese besagen mit anderen Worten, dass wissenschaftliches Wissen im praktischen Handeln gar keine Rolle spielen könne. Solche Lehren verunmöglichen natürlich die Entwicklung der Sozialen Arbeit als Profession.

P.S. Ich teile deine Einschätzung ohne Einschränkung, dass es sich in der Sozialen Arbeit um das Spannendste überhaupt handelt, womit man sich in den Sozialwissenschaften beschäftigen kann. Wir sind uns in der Analyse einig. Ich möchte dennoch mit dir jetzt eine Art von Experiment machen. Ich konfrontiere dich mal mit einem empirischen Ergebnis. Es geht um die "Totalerhebung Studienabgängerinnen Soziale Arbeit Schweiz" (Gall/Hitz 1998). 48% der Befragten, also der Studierenden der Sozialen Arbeit am Ende ihres Studiums sagen, dass jemand diesen Job, den sie später ausüben werden, mit einer verwandten Ausbildung genau so gut oder gar ohne Ausbildung machen kann. Wie ist das zu erklären?

W.O. Man stelle sich ein ähnliches Ergebnis bei Abgängern

des Medizinstudiums vor! Natürlich interessiert mich diese Studie, und es stellt sich sofort die Frage, ob die Zahl derjenigen, die diesen Satz unterschreiben, zwischen den untersuchten Ausbildungsgängen variiert und welcher Art diese Variationen sind. Ich vermute, dass die Art der Ausbildung (Curricula, Wissenschaftsverständnis der Dozentinnen, vermitteltes Wissen, namentlich vermittelte Theorien etc.) für die Antwort auf die gestellten Fragen entscheidend ist und behaupte, dass – auch über Jahre hinweg – niemand, der unsere Abteilung verlassen hat, so etwas sagen würde.

Wenn die Studie schlüssig ist, müsste der Berufsverband mit diesen Ausbildungsstätten in eine Auseinandersetzung treten. Und natürlich müsste man, im Sinne des schon Gesagten, den Blick auch auf die Frage werfen, ob und wo und mit welcher schulischen Begleitung und Unterstützung diese Absolventinnen und Absolventen ihre Praktika gemacht haben, sind doch viele Praktika der Ort fachlicher Demotivierung von Studierenden. Der Befund entsetzt mich, und ich werde ihm nachgehen. Er sollte auch innerhalb der Sozialen Arbeit (und in Berufsverbänden) diskutiert werden. Und noch etwas kommt mir dazu in den Sinn: Wie wenig die Soziale Arbeit, ihre Ausbildung, die Professionellen, ihre Praxisfelder und die Beziehungen zwischen all dem seriös untersucht sind. Wären sie es, könnten wir ganz anders über Soziale Arbeit reden. Mit einigen Akteuren auch Fraktur.

P.S. Um am Anfang meiner letzten Frage nochmals anzuknüpfen: Um welche seltsame Struktur handelt es sich bei der Sozialen Arbeit, wenn wir beide uns einig sind, dass die Soziale Arbeit die höchsten Anforderungen stellt an Analysefähigkeit, an Strukturierungsmöglichkeiten, an Komplexität der Interventionen, die erwähnte Verdoppelung. Man kann die Verfahren nicht einfach standardisieren, sondern man muss mit einem anderen aktiven, selbstwissensfähigen Menschen arbeiten, nur dann kann man das Ziel, die Problemlösung erreichen. Was bei einer chirurgischen Operation nicht so ist: der Mensch liegt dort einfach da. Was ist das für eine seltsame Struktur, die eigentlich deutlich zeigt, dass es sich um einen sehr anspruchsvollen Beruf handelt, den man später ausführen muss, der viel Wissen erfordert, sehr hohe Kompetenz, gerade in analytischer Hinsicht, dass dies verbreitet so dargestellt wird, dass es lediglich darauf ankommt, ein guter Mensch zu sein, dass es nichts weiter braucht als relativ hoch entwickelte, allgemein menschliche Fähigkeiten?

W.O. Die Frage ist, wessen Folgerung es ist, dass Soziale Arbeit in ihrer Problemstellung komplex und in ihren Verfahren äusserst anspruchsvoll ist? Dies ist die Folgerung derjenigen, die das wirkliche Gesicht sozialer Probleme aus einer fachlichen Beschäftigung mit solchen Fragen kennen. Damit kontrastiert das Bild derjenigen, für die „soziale Probleme“ ein Alltagsbegriff ist, der sich auf Menschen bezieht, die ‚halt‘ aus irgendeinem Grund den "Rank" nicht(mehr) finden, ihre Lebensprobleme ‚halt‘ nicht (mehr) bewältigen können, zumindest nicht, wie es eigentlich sein sollte. Danach haben Menschen soziale Probleme, sofern sie irgendwelche Fehler, „Macken“ haben und nie richtig lernten, was es heisst, ein ordentliches oder geordnetes Leben zu leben und die man möglicherweise zurechtweisen, unter Druck setzen muss,

damit überhaupt etwas geht. Allenfalls muss man sie halt notgedrungen unterstützen. Einige werden auch einfach Pech gehabt haben und verdienen dann eine gewisse Unterstützung, bei den meisten muss man wahrscheinlich vor allem auf ihre Moral einwirken und sie unter Druck setzen, sonst geht nichts.....

Das Alltagsdenken hat in der Regel keine andere Erklärung für die Abweichung des Herausfallens aus dem normalen sozialen Netz, ausser derjenigen eines inneren Defekts, der aber auch nicht verstanden wird und den man im günstigen Fall einer schwierigen Erziehung oder einem Schicksalsschlag zuschreibt (und im ungünstigen einem angeborenen charakterlichen Defekt). Ja mehr noch, auch ein Verständnis für die komplizierten und durch alles mögliche störbaren Prozesse, die es dem einzelnen im günstigen Falle ermöglichen, bei körperlicher und psychischer Gesundheit mit den Anforderungen des Lebens fertig zu werden und sich auf diese Weise körperlich und psychisch gesund zu erhalten, kennt dieses Denken nicht. Für dieses Denken sind Gesundheit und soziale Normalität selbstverständlich und erst die Abweichung von diesem Muster motiviert es zur Suche nach einer (ad hoc) Erklärung, die vorzugsweise bei angeborenen oder (selbstverschuldet erworbenen) Charakterzügen, in einzelnen äusseren Ereignissen oder in einer Kombination davon gesucht wird.

Welches die komplexen Mechanismen sind, über die menschliche Individuen kurz-, mittel und langfristig im Dienste ihres Wohlbefindens und ihrer Gesundheit ihre soziale Einbindung zu regulieren vermögen, ohne dass sie auch nur daran denken, d.h. eine „Theorie“ davon haben, das entgeht diesem Denken ebenso sehr wie auch das Verständnis für die Prozesse, die dieses dynamische Gleichgewicht stören oder zu dessen Zusammenbruch führen können. Und aus diesem Grund fehlt dem Alltagsdenken auch jedes Verständnis dafür, was es braucht, dass diese Regulationen - unter meist erschwerten Bedingungen – auch nur einigermaßen spielen. Dabei gilt all dies nicht nur für unseren Herzschlag, das Verdauen unseres Magens etc., sondern es gilt erst recht für die Funktionsweise des Nervensystems, dieses Organs der Regulierung unserer sozialen Einbindung, von deren Qualität das Wohlergehen des Rests unseres Körpers abhängt. Wie soll da jemand, dazu noch in einer Gesellschaft, deren pseudowissenschaftlicher Ökonomismus bis in die letzten Winkel unseres Denkens gedrungen ist und dem jede Vorstellung der Natur und Bedeutung des Sozialen für das menschliche Leben fehlt, ein Verständnis dafür haben, was Soziale Arbeit ist und was sie vom professionell arbeitenden Sozialarbeiterinnen verlangt?